

Erika Freeman **Vertraute der Stars,** **Wirbelwind durch die Weltgeschichte**





**ES GIBT IM LEBEN
GENUG, DAS
NICHT PASST.**

JOBS, DIE PASSEN.

24 Stunden online und jeden
Samstag in der Zeitung.

[derStandard.at/Karriere](https://www.derstandard.at/Karriere)



Zeit ohne Zeugen



© PETER RIGAUD

Die Geschichte der Schoa wird bald nur mehr über Archivmaterial erzählt werden können. Noch aber gibt es Zeugen der Zeit, denen zuzuhören ein großer Gewinn ist. Die heute relevante Erzählung handelt jedoch von Asylsuchenden, denen unsere Solidarität gehört, vor deren in ihren Ländern eingelerntem Antisemitismus wir uns jedoch fürchten müssen. Und dann ist da noch die Wien-Wahl. Es gab also schon lustigere Zeiten, aber wir lassen uns die Freude am Leben nicht nehmen.

Erika Freeman, der in dieser Ausgabe von **NU** die Titelgeschichte gewidmet ist, erwähnte in unserem Gespräch die US-amerikanische Journalistin Ruth Gruber. Diese eindrucksvolle Frau wird Ende September ihren 104. Geburtstag feiern – Mazel tov! Wir wissen, dass die wenigsten Menschen ein solches Alter erreichen. Daher sind auch die meisten Juden, die als bereits Erwachsene die Schoa erlebt und durchlitten haben, nicht mehr unter uns. Die letzten verbliebenen Zeitzeugen sind die heute 90-Jährigen, deren Erinnerungen aus einer weit entfernten Kindheit stammen. Ihre traumatischen Erlebnisse haben sie oft lange verdrängt. Im hohen Alter kommen jetzt die Erinnerungen an die Vertreibung, die Flucht, den Tod naher Angehöriger unter großen seelischen Schmerzen an die Oberfläche.

In den Redaktionskonferenzen diskutieren wir immer wieder darüber, ob wir der Schoa in unserem Magazin heute noch einen großen Platz einräumen sollen. Wir leben in dramatischen Zeiten, die nichts Gutes verheißen. Es gibt neue, drängende Bedrohungen. Wir hören, sehen und lesen täglich über die beschämende Unfähigkeit der österreichischen Gebietskörperschaften, sich auf eine menschenwürdige Form der Aufnahme von Asylsuchenden zu einigen. Viele Wiener Juden sind im Wissen aufgewachsen, dass ihre Großeltern und Eltern nur überleben konnten, weil sie Gastländer gefunden hatten. Unsere eigene Geschichte lässt uns – wenn auch ziemlich ohnmächtig – mit den heute Hilfesuchenden mitleiden.

Wir wissen aber auch, dass viele Menschen aus den Fluchtländern in einem Umfeld des wütenden Antisemitismus aufgewachsen sind, den sie, wie viele aus der Türkei stammende Zuwanderer schon vor ihnen, in unser Land mitnehmen. Wir werden heute weniger von den Ewiggestrigen aus den zu engen Alpentälern bedroht, als von wirren Verschwörungstheoretikern, die alles Elend ihres Lebens einer fantasierten,

hypertrophen jüdischen Allmacht zuschreiben. Diese Menschen beispielsweise darüber aufzuklären, dass der wirtschaftliche Wohlstand unseres Landes und der soziale Frieden untrennbar mit den Strukturen einer entwickelten Demokratie zusammenhängen, wäre wichtiger, als die weitere Schoa-Erzählung, die für die meisten Menschen längst ein Relikt aus einer versunkenen Zeit ist.

Andererseits werden wir nicht mehr lange mit den Menschen sprechen können, die ihrer Kindheit verlustig gingen und die so oft nicht nur zurück ins Leben fanden, sondern erstaunliche Karrieren machten und tiefe Spuren der Menschlichkeit legten. In einigen Jahren wird die Geschichte der Schoa ausschließlich über Archivmaterial erzählt werden können. Bis dahin werden wir lebendige Erzählungen bringen und den Alten unseren Respekt erweisen. Wenn auch unser Anspruch weiterhin darin besteht, über heutiges jüdisches Leben zu berichten und uns der Zukunft zu stellen.

Eine andere Diskussion führen wir vor jeder relevanten Wahl, so auch diesmal vor der Landtagswahl in Wien. Sollen wir die Parteien abfragen, wie sie zur jüdischen Gemeinde stehen, was Israel für sie bedeutet oder wie sie mit Menschenrechtsfragen umgehen wollen? Immer wieder haben wir bei solchen Umfragen erlebt, dass uns nichts als die stets gleichen Stehsätze angeeignet wurden und das in vielfacher Ausführung. Vor Wahlen steigt die Liebe zu allen Minderheiten ins Unermessliche. Weil wir nicht beabsichtigen, unsere Leserinnen und Leser zu langweilen, haben wir uns ein anderes Format ausgedacht. Im Heft finden Sie die Niederschrift einer Gesprächsrunde zwischen Petra Stüiber (Chefin vom Dienst *Der Standard*), Barbara Tóth (Innenpolitik-Chefin *Falter*), Martin Engelberg (Herausgeber **NU**) und mir über die Entscheidung in Wien.

Neben den großen Stürmen des Lebens und den regionalen politischen Lüftchen gibt es glücklicherweise auch noch den lustvollen Alltag. Darüber können Sie viel in dieser Ausgabe von **NU** lesen. Es tut uns allen gut, wenn wir nicht immer nur an Aggressoren, Kriege, Elend und Not denken, auch wenn wir uns davon nicht abwenden wollen.

Ich wünsche Ihnen herzlich Schana Tova,
Ihr Peter Menasse
Chefredakteur



© I.D.A. SALAMON

UNS FREUT

der Erfolg des heuer zum ersten Mal aufgestellten **NU**-Standes beim Festival der jüdischen Kultur im Arkadenhof des Wiener Rathauses. Dutzende Besucher des Standes konnten bei einem Simultan-Schachspiel gegen den **NU**-Redakteur und FIDE-Meister Anatol Vitouch ihr Können unter Beweis stellen. Unter ihnen war auch Wiens Stadtrat für Kultur und Wissenschaft, Andreas Mailath-Pokorny.



UNS INTERESSIERT

die Ausstellung *Wiesenthal in Wien*, die anlässlich von Simon Wiesenthals zehntem Todestag die Verbindung zur Stadt zeigt, in der er so lange wirkte. Die Schau präsentiert sein öffentliches Gesicht als weltberühmter Aufklärer von Nazi-Verbrechen ebenso wie seinen Umgang mit den heftigen, gegen ihn gerichteten antisemitischen Attacken, aber auch seinen umtriebigen Charakter als „Politiker“ innerhalb der Wiener Kultusgemeinde. Das Museum Judenplatz wurde nicht zufällig als Standort gewählt, steht hier doch das von Wiesenthal durchgesetzte Mahnmal zur Erinnerung an die Holocaust-Opfer. Zu sehen ist die Ausstellung im Jüdischen Museum am Judenplatz ab 21. September.

UNS BEWEGT

eine Begegnung mit Papst Franziskus I. Den Höhepunkt der Jahrestagung des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ), die im Sommer in Rom stattfand, bildete eine Audienz der Teilnehmer bei Papst Franziskus I., in der er das Be-

mühen der Konferenzteilnehmer um den christlich-jüdischen Dialog würdigte. Papst Franziskus betonte das absolute Ja der katholischen Kirche zu ihren Wurzeln im Judentum und ein ebenso starkes „unwiderrufliches Nein zum Antisemitismus“. Der Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit war jüdischerseits durch Willy und Eva Weisz vertreten.

WIR EMPFEHLEN

die Matinee „Frage nicht!“ über den verschollenen Film *Theresienstadt 1942* und seine Geschichte im Volkstheater am Sonntag, dem 8. November. Die **NU**-Autorin Katja Sindemann geht in der von ihr konzipierten Gedenkmatinee anlässlich der 77 Jahre zurückliegenden Novemberpogrome den ambivalenten Sichtweisen auf die Regisseurin des Filmes, Irena Dodal, nach. Sindemann bringt anhand historischer Quellen verschiedene Stimmen der Erinnerungskultur zusammen.



WIR LESEN

die Lebenserinnerungen der Schauspielerin, Autorin und Rundfunkmoderatorin Ina Roberts, die unter dem Titel *Ärzte in meinem Leben* im Verlag Die2 erschienen sind. Der erste Arzt im Leben der Ina Roberts, geboren 1904 als Ernestine Loew, war ihr Vater, der Wolkersdorfer Gemeindearzt Dr. Hermann Loew. Das Buch beschreibt ihre Kindheit und Jugend in dem niederösterreichischen Ort, ihre Zeit als junge Frau zwischen rivalisierenden Verehrern und die Jahre ihrer ersten Ehe, bis hin zu ihrer Verhaftung und anschließenden Emigration nach England 1938.

Vor dem Hintergrund des sich verdüsternden politischen Horizonts lässt sie in leichtem und lebensfrohem Ton Privates Revue passieren und gewinnt – mit dem berührenden Porträt einer menschlich anständigen Gefängniswärterin – selbst noch den Tagen in Dunkelhaft Positives ab. In seiner fröhlichen Direktheit vermittelt der Text ein anschauliches Bild des Lebens, wie es so oder so ähnlich von vielen gutbürgerlichen Familien im ländlichen Niederösterreich gelebt wurde, in der heute so weit entfernt scheinenden ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

UNS BESTÄTIGT

das größte jüdische Online-Magazin in deutscher Sprache, haGalil.com, das das Interview von **NU**-Autor Herbert Voglmayr mit der Essayistin und Theater- und Hörspielautorin Esther Dischereit (NU Nr. 60) übernommen hat.

UNS BESCHÄFTIGT

das Handbuch *Gegen Vorurteile. Wie du dich mit guten Argumenten gegen dumme Behauptungen wehrst*. Die Journalistin und **NU**-Autorin Nina Horacek und der Jurist Sebastian Wiese untersuchen zahlreiche gängige Vorurteile und Geschichtsverharmlosungen auf ihren Wahrheitsgehalt. Ergebnis ihrer Recherche ist eine umfassende Auseinandersetzung mit den unterschiedlichsten Vorurteilen. (Czernin Verlag)

Der **Wirtschaftsbund Wien** lädt am **8. 10. um 18.30 Uhr** zur nunmehr dritten Networking-Veranstaltung für Unternehmer in der IKG Wien ein.

Alexander Biach, Direktor des WB Wien und ÖVP Bezirksparteiobmann in Wien-Margareten, informiert über Vorteile und Erfolge des Wirtschaftsbundes für das Wiener Unternehmertum. Danach gibt es Zeit zum Netzwerken bei kleinen Schmankerln. Anmeldung unter gerstl.a@umex.at oder telefonisch unter 0699/19132083.

IMPRESSUM

NU – Jüdisches Magazin für Politik und Kultur
 Erscheinungsweise: 4 x jährlich
 Auflage: 4.500 Stück
 Nächste Ausgabe: Dezember 2015

HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER
 Arbeitsgemeinschaft jüdisches Forum
 Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

KONTAKT
 Tel.: +43 (0)1 535 63 44
 Fax: +43 (0)1 535 63 46
 E-Mail: office@nunu.at
 Internet: www.nunu.at

BANKVERBINDUNG
 IBAN: AT78 1100 0085 7392 3300
 BIC: BKAUATWW

SIE SIND AN EINEM
 NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?
 Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:
 Österreich: Euro 15,-
 Europäische Union: Euro 20,-
 Außerhalb der EU: Euro 25,-

ABO-SERVICE, VERTRIEB & ANZEIGEN
 office@nunu.at

STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM
 Richard Kienzl (Artdirector), Peter Menasse
 (Chefredakteur), Vera Ribarich (Lektorat),
 Ida Salamon (Chefin vom Dienst)

TITELBILD
 © Jutta Fischel

SATZ & LAYOUT
 Wiener Zeitung GmbH, Maria-Jacobi-Gasse 1,
 1030 Wien, www.wienerzeitung.at

DRUCK
 Leykam Druck GmbH & Co KG,
 7201 Neudörfel, Bickfordstraße 21

OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ
 Verein Arbeitsgemeinschaft jüdisches Fo-
 rum mit Sitz in 1010 Wien, Gölsdorfgasse 3
 Obmann: Martin Engelberg,
 Obmannstellvertreterin: Danielle Spera,
 KassiererIn: Ida Salamon

Grundsätzliche Richtung:
 NU ist ein Informationsmagazin für Juden in
 Österreich und für ihnen nahestehende, an
 jüdischen Fragen interessierte Menschen.
 NU will den demokratischen Diskurs fördern.



Christine de Grancy Seite 19



Daniel Zinner Seite 32

Aktuell

Wie wir Wiener wählen werden	6
Erika Padan Freeman – Stars und Weltpolitik	10
Ein Gespräch mit Lord Weidenfeld anlässlich seines 96. Geburtstags	14

Bukarest hat ein Gesetz gegen Holocaust-Leugnung beschlossen	17
--	----

Unterwegs mit

Auf dem Fahrrad unterwegs mit Christine de Grancy	19
---	----

Nahost

Jossi Edri erwirbt in palästinensischen Gebieten Land für Israel	22
Pro und Kontra zum Atomabkommen mit dem Iran	25

Zeitgeschichte

Wiener Juden waren am Bau der Ringstraße maßgeblich beteiligt	28
---	----

Jüdisches Leben

Daniel Zinner kennt die Bibel – Sie auch?	32
Gesucht: Ein neuer „Oberjud“ für Wien	35
Bei der Makkabiade hat Österreich ordentlich abgeräumt	36
Roma und Juden – Seite an Seite gegen Diskriminierung	38

Der „Danny DeVito“ von Wien-Fünfhaus	40
--------------------------------------	----

Die Familie Hafner produziert koscheren Wein	43
--	----

Jiddische Sprache – Über mogeln, schäkern und schmusen	46
--	----

Kultur

Daniel Barenboim – Das Klavier neu erfunden	47
---	----

Schach

Michail Botwinnik – der Patriarch der Sowjetischen Schule	48
---	----

Rezension

Annika Tetzner: Die rote Masche	50
---------------------------------	----

Andrea Reiter: Contemporary Jewish Writing. Austria after Waldheim	51
--	----

Eva Maria Bachinger, Gerald Lehner: Im Schatten der Ringstraße	52
--	----

Standards

Engelberg	53
Rätsel	54
Kohnversationen	55
Leserbriefe	56
Autorinnen und Autoren	57
Dajgezzen & Chochmezzzen	59

Wie wir Wiener wählen werden – oder auch nicht

Rund fünfzig Tage vor den Wiener Landtagswahlen haben vier Journalistinnen und Journalisten über ihre Einschätzungen diskutiert und darüber, welche Auswirkungen die Wahl haben könnte. Ein Gespräch zwischen Petra Stuiber, Chefin vom Dienst des „Standard“, Barbara Tóth, Ressortleiterin Innenpolitik des „Falter“, NU-Herausgeber Martin Engelberg und NU-Chefredakteur Peter Menasse, das Danielle Spera (Text) und Milagros Martínez-Flener (Fotos) aufgezeichnet und in Form gebracht haben.



Menasse: Wie wird die Wien-Wahl nach heutigem Wissensstand ausgehen?

Stuiber: Ich darf meinen Interview-Partner Hannes Androsch zitieren, der gesagt hat: „Wenn’s gut ausgeht, geht’s schlecht aus, und wenn’s schlecht ausgeht, geht’s ganz schlecht aus.“ In dieser Aussage steckt viel Wahrheit.

Menasse: Wird die FPÖ Erster sein?

Tóth: Nein, das wird sie nicht, aber die Großen werden einander näher rücken. Dramatisch wird es, wenn sowohl SPÖ als auch FPÖ eine Drei vorne stehen haben. Das wäre für die SPÖ wirklich schmerzhaft und für die FPÖ ein Riesentriumph.

Stuiber: Und wenn die SPÖ so um die

zehn Prozent verliert, dann würde das ein Erdbeben bedeuten.

Engelberg: Wir müssen uns ja immer fragen: Was denken die Juden? Im Shtetl war die erste Frage: Was ist gut für die Juden? Ich bin der Meinung, dass das bei dieser Wahl nicht mehr relevant ist.

Stuiber: Wieso nicht?

Engelberg: Weil vom Standpunkt der Juden aus alle Parteien wählbar sind.

Tóth (lacht): die FPÖ auch – das ist eine steile These, Martin.

Engelberg: Weil es keine Partei gibt, die eine antisemitische Ideologie vertritt, keine Partei, die die jüdische Gemeinde in irgendeiner Weise behindern oder einschränken würde.

Menasse: Die FPÖ hetzt gegen Minderheiten. Insofern müssen wir uns gegen die FPÖ wenden. Wenn wir es nicht eng sehen. Aber du nennst es ja Shtetl-Mentalität.

Stuiber: Ist die Shtetl-Mentalität weit verbreitet?

Engelberg: Ich glaube schon.

Stuiber: Erkennt man nicht, dass, wenn es diesmal die eine Minderheit trifft, es das nächste Mal eine andere treffen könnte?

Engelberg: Die Zahl der jüdischen FPÖ-Wähler kann man wahrscheinlich an zwei Händen abzählen. Tatsache ist, wäre die FPÖ in der Stadtregierung vertreten, würde es der jüdischen Gemeinde nicht wehtun.

„Haider hatte wenigstens noch mehr Themen als Ausländerfeindlichkeit. Strache ist eine Single-Issue-Veranstaltung. Dass es alleine mit diesem Thema gelingt, im Mainstream der Gesellschaft anzukommen, ist bemerkenswert.“ – Petra Stuibler, *Der Standard*

Stuibler: Es würde der Gemeinde Wien insgesamt wehtun. Das Klima unter einem Bürgermeister Strache wäre sicher ein anderes und würde Wien ganz anders prägen.

Engelberg: Aber das ist genau der Ebenenwechsel, von dem ich rede. Ist die jüdische Perspektive überhaupt noch ein Kriterium bei einer Wahl? Man darf auch nicht vergessen, dass es bei der FPÖ einen jüdischen Stadtrat gibt.

Stuibler: Hat er die Mentalität der FPÖ gegenüber den Juden verändert, dieser jüdische Stadtrat? Es gab auch schon mal einen Herrn Sichrovsky, der für die FPÖ angetreten ist. Hat das irgendwas verändert?

Menasse: Da stellt sich wieder die Frage: wer sind DIE Juden. Da gibt es ja ganz unterschiedliche Positionen.

Stuibler: So verhält es sich auch bei den Zuwanderern, die nach Österreich kommen, aus Syrien, aus dem Irak, da gibt es auch unterschiedliche Strömungen. Das sind ja wohl nicht alle verkappte Islamisten, im Gegenteil, viele fliehen genau vor denen.

Menasse: Das sicher nicht. Aber: Ein junger Mann, dessen Familie ursprünglich aus Syrien nach Österreich kam, berichtet mir von einem Erlebnis

in einem Shopping Center in Syrien. Vor dem Eingang liegt eine israelische Fahne als Fußabstreifer. Man muss sich dort die Schuhe abputzen. Und zwar MUSS, sonst wird man von den anderen beschimpft. Also das hat jetzt nichts mit IS und auch nicht mit dem Krieg zu tun. Es gilt als „Common Sense“ in manchen Ländern, dass die Juden an allem schuld sind, und aus diesen Ländern kommen jetzt Hilfesuchende hierher. Das macht schon Angst.

Tóth: Wir sehen jedenfalls, dass sich der Trend, den wir Ende der 1990er Jahre beobachten konnten, als sich die FPÖ zur Mittelpartei entwickelt hat, mit Strache fortsetzt.

Stuibler: Haider hatte wenigstens noch mehr Themen als Ausländerfeindlichkeit. Strache ist eine Single-Issue-Veranstaltung. Dass es alleine mit diesem Thema gelingt, im Mainstream der Gesellschaft anzukommen, ist bemerkenswert.

Menasse: Welche Themen haben denn die anderen Parteien in Wien?

Tóth: Die SPÖ hat lange versucht, andere Themen zu spielen: Arbeitsplätze, Bildung, Wohnen, soziale Sicherheit. Dieser Themenkomplex wird uns im Wahlkampf sicher auch begegnen.

Stuibler: In vielen Bereichen macht die Stadt die richtigen Dinge, steht aber dann nicht dazu. Weil sie vor den eigenen Stammtischen Angst hat.

Tóth: Das Duell Häupl gegen Strache erleben wir ja schon im dritten Aufguss, natürlich jetzt unter extremen Bedingungen, angesichts der größten Flüchtlingsbewegung seit dem Zweiten Weltkrieg. Ich glaube, dass es eine Möglichkeit gibt, wie auch sozialdemokratische Parteien mit diesen Themen umgehen können. Der Zugang sollte sein: Wir schaffen eine Hausordnung, ihr habt hier viele Rechte, wir leisten etwas, ihr leistet etwas – das ist eine Variante davon.

Engelberg: In einer aufgeheizten Stimmung wie jetzt würde ich mir viel mehr Mut erwarten, z. B. die syrischen Flüchtlinge schnell zu integrieren. Sie sind zum Teil mehrsprachig und qualifiziert, man sollte ihnen sofort Deutschkurse anbieten und die Möglichkeit, hier zu arbeiten. Sie wären eine Bereicherung für unser Land. Gleichzeitig darf es keine Toleranz gegenüber Scharia-Gesetzen geben. Es wird ziemlich herumlaviert, das ist nicht gut.

Menasse: Was passiert mit der ÖVP? (Stuibler und Tóth lachen.)

Menasse: Wird die FPÖ Erster sein? **Tóth:** Nein, das wird sie nicht, aber die Großen werden einander näher rücken.



„Dramatisch wird es, wenn sowohl SPÖ als auch FPÖ eine Drei vorne stehen haben. Das wäre für die SPÖ wirklich schmerzhaft und für die FPÖ ein Riesentriumph.“ – Barbara Tóth, *Falter*

Stuiber: Ist die Schtetl-Mentalität weit verbreitet?



Engelberg: Ich fürchte, euch wird das Lachen vergehen.

Tóth: Warum?

Engelberg: Es kommt ein großer Deal.

Tóth: Neos und ÖVP?

Engelberg: Die ÖVP macht Strache zum Bürgermeister, und im Gegenzug macht die FPÖ Mitterlehner zum Bundeskanzler.

Menasse: Das wird sich in Wien nicht ausgehen.

Engelberg: Wenn es sich ausgeht, passiert das.

Menasse: Keine Frage. Es hat ja keiner mehr Berührungsgängste.

Tóth: So wie es aussieht, hat die ÖVP eine letzte Chance, noch einmal mitzuregieren, sonst wäre sie in Wien in fünf Jahren ein Marginal-Phänomen. Wir haben in den großen Flächenbezirken das Match Rot gegen Blau. Klassische ÖVP-Bezirke wie Döbling, Hietzing oder der erste Bezirk wackeln. In den Bezirken innerhalb des Gürtels ist das Match eher Rot-Grün, also die ÖVP hat ein Ablaufdatum, das sie vielleicht künstlich verzögern kann, wenn sie sich an die Macht putscht, wie du es eben beschrieben hast.

Menasse: Jetzt kommt aber noch der Faktor Neos dazu, das wird der ÖVP auch noch ein Stück kosten.

Stuiber: Würde Strache überhaupt den Wiener Bürgermeister machen? Ich glaube nicht, dass ihn das interessiert.

Tóth: Machtpolitisch ist der Wiener Bürgermeister neben dem niederösterreichischen Landeshauptmann im Föderalismus die wichtigste Position.

Engelberg: Das wäre für die SPÖ der Super-GAU. Es wäre die Zerstörung der Sozialdemokratie, wie wir sie bisher kennen.

Menasse: Welche Konsequenzen wird Bürgermeister Häupl ziehen, wenn es für die SPÖ zu einem Super-GAU kommt?

Stuiber: Wenn er zehn Prozent verliert, dann glaube ich muss er am Wahlabend gehen. Wenn er so bei 38, 39 Prozent liegt, wäre meine Einschätzung, dass er für eine Übergangszeit bleibt und sich dann zum ersten Mal wirk-

lich ernsthaft überlegt, wer ihn beerben könnte.

Engelberg: Um zu verhindern, dass die ÖVP Strache zum Bürgermeister macht, wird er notfalls zurücktreten und jemanden anderen Bürgermeister werden lassen, der mit der FPÖ eine Regierung machen kann.

Stuiber: Niemals, weil dann ist die SPÖ komplett tot.

Menasse: Ich könnte mir vorstellen, dass viele, die Angst haben, dass die SPÖ doch mit der FPÖ zusammengeht, die Grünen wählen werden. Wenn sie nur wieder 13 Prozent erreichen, dann geht sich Rot-Grün wieder aus. Wenn man noch die Neos dazunimmt, dann müsste die SPÖ an sich einen Bürgermeister zusammenbringen.

Tóth: Die SPÖ war schon enerviert mit den Grünen. In einem Interview mit dem Falter hat Häupl gesagt, er macht keinen Voves. Sprich, er wird am Wahlabend nicht aus einer Emotion heraus zurücktreten. Wenn es zu argen Verlusten kommt, ist er Profi genug, um in Ruhe die Nachfolge zu regeln.

Engelberg: Seht ihr keinen logischen Nachfolger?

Tóth: Ich sehe sicher ein ganzes Bündel an Talenten in der Stadtregierung.

Menasse: Wenn wir jetzt ein paar Namen nennen, können sie es nicht mehr werden. Häupl sagt, er wird keine Koalition mit der FPÖ eingehen. Das glaube ich, denn er ist ein anständiger Politiker. Allerdings kann er keine Garantie dafür übernehmen, dass ein Nachfolger es ebenso hält. Insofern müssen Wählerinnen und Wähler, die die FPÖ unbedingt verhindern wollen, eine andere Taktik einschlagen.

Tóth: Die Art und Weise, wie in Österreich – und in Wien besonders – Wahlkämpfe geführt werden, geht mir schon auf die Nerven. Dass man darüber spekuliert, wen man taktisch wählen muss, damit sich diese oder jene Koalition ausgeht. Ich kann nicht verstehen, warum die Wiener SPÖ nicht dazu steht und sagt: Fünf Jahre erfolgreich Rot-Grün, wo wir etwas weitergebracht haben. Wir treten als

„Im Schtetl war die erste Frage: Was ist gut für die Juden? Ich bin der Meinung, dass das bei dieser Wahl nicht mehr relevant ist.“ – Martin Engelberg, NU-Herausgeber

Duo an und das ist unser Programm, das wollen wir erreichen, das ist eine klare Handschrift gegen Fremdenfeindlichkeit, etc.

Stuiber: Ich kann das schon verstehen. Rot-Grün hatte einen Geburtsfehler. Es war eine intellektuelle Entscheidung der roten Führungselite. Man hat sich nicht die Mühe gemacht, das dem Parteivolk in den Bezirken so zu verkaufen, dass sie dahinter stehen. Die SPÖ hat den Eindruck vermittelt, als sei alles ein großes Missverständnis. Sie haben nie wirklich etwas als Erfolg verkauft. Weder das Parkpickerl noch die Mariahilfer Straße.

Tóth: Da gebe ich dir absolut recht, aber sie hätten fünf Jahre Zeit gehabt, es auch an die Basis zu kommunizieren und genau diese Gemeinsamkeit zu entwickeln.

Engelberg: Wir analysieren das von einer vollkommen elitären Position. Der großen Mehrheit der SPÖ-Wähler sind grüne Ideen fremd. Wir würden uns wundern, wie gut SPÖ und FPÖ miteinander können.

Menasse: Der historische Grund, warum in Wien die Sozialdemokraten so lange so stark waren, liegt darin, dass sie vor rund neunzig Jahren grundlegende Reformen gemacht haben, die bis heute wirken. Die Menschen wissen, dass die Infrastruktur perfekt ist. Die SPÖ muss jetzt Neues gestalten. Ludwig z. B. hat das mit dem Wohnbau so gemacht.

Engelberg: Das ist genau der Punkt. Mit Errungenschaften der Vergangenheit gewinnt man keine zukünftigen Wahlen.

Stuiber: Ich will nicht glauben, dass der Großteil der sozialdemokratischen Wähler so dumpf ist in seinen politischen Ansichten, wie man es von vielen FPÖ-Wählern annimmt. Um noch einmal auf Rot-Grün zurückzukommen: Jeder kauft im Supermarkt Bioprodukte, wenn er es sich leisten kann, oder pflanzt auf seinem Balkon Tomaten an. Also so fremd müsste das ja nicht sein.

Tóth: Man muss sich ja auch nur Statistiken anschauen, wie sich die

Benutzung der öffentlichen Verkehrsmittel entwickelt hat. Es gab jetzt in den letzten fünf Jahren schon konkrete Veränderungen im Verhalten der Stadtbewohner, die durch Rot-Grün entstanden sind.

Engelberg: Wenn ich versuche, die Sichtweise eines klassischen SPÖ-Wählers zu verstehen, dann glaube ich, geht es überhaupt nicht darum. Da gibt es die Haltung „Ich verdiene viel zu wenig“, oder „Ich möchte nicht mehr im Gemeindebau wohnen, wo lauter Ausländer leben...“

Tóth: Die sind schon bei der FPÖ, Martin.

Engelberg: Nein, genau das ist der Kampf zwischen SPÖ und FPÖ. Das Gefühl „Ich sitze stundenlang im Spital und muss warten, umgeben von Menschen, mit denen ich nichts am Hut habe“, „Meine Kinder gehen in Schulen, wo sie keine ordentliche Ausbildung bekommen...“ – Um genau diese Wähler geht es, und da geht es darum: SPÖ oder FPÖ, niemand anderer.

Menasse: Trotzdem gibt es in Wien einen relativ hohen Bildungsstand und viele Menschen, die zugezogen sind oder Partner haben, die von irgendwo zugezogen sind. Das heißt, du hast eine Grundmenge an Menschen, die sich orientieren können und zwischen den politischen Parteien unterscheiden können.

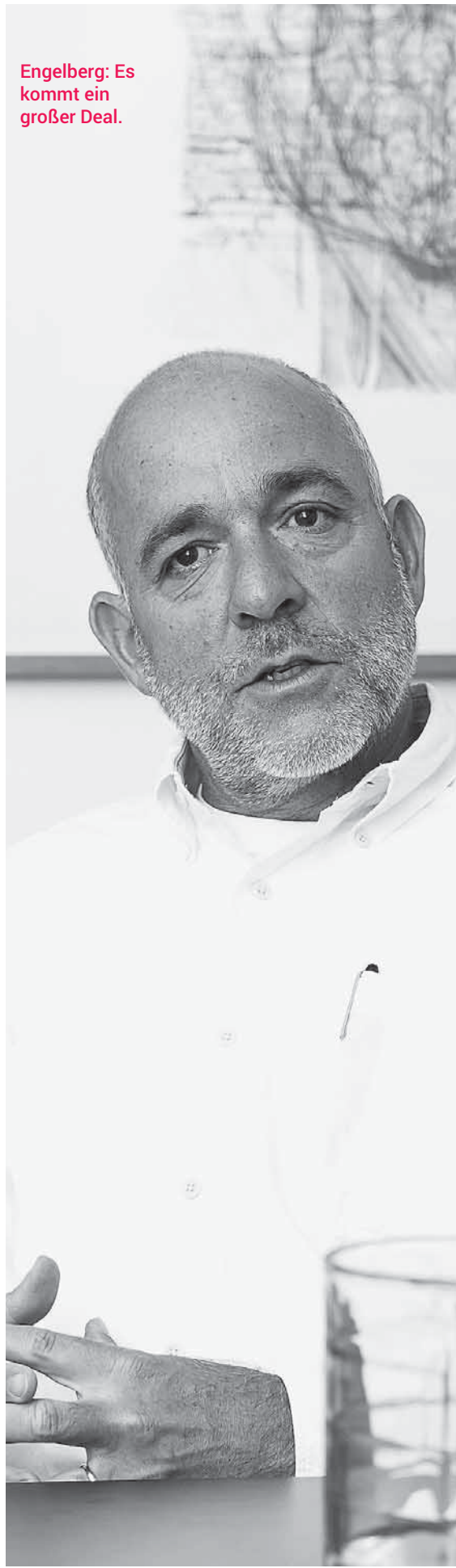
Engelberg: Die Juden haben immer schon gewusst, die nächste Generation sind die „Zugereisten“. Viele Zuwanderer aus Ex-Jugoslawien sind heute Strache-Wähler.

Menasse: Darüber hat Lukas Reserits schon vor ewigen Zeiten ein Kabarett gemacht, und das kann man in jedem Eisenbahnwaggon beobachten: Der Sechste, der einsteigt, wird von den fünf vorigen gehasst.

Engelberg: Das ist in jeder Generation so, das ist eine lange jüdische Geschichte.

Tóth: Das ist auch eine lange Wiener Geschichte. Die Stadt hat ja auch über Jahrhunderte gelernt, damit umzugehen.

Engelberg: Es kommt ein großer Deal.



Herzkirsche und Wirbelsturm

Erika Padan Freeman ist als Psychoanalytikerin die Vertraute vieler Hollywood-Stars. Als 13-Jährige vor den Nazis in die USA geflüchtet, hat sie dort eine steile Karriere gemacht. Jetzt war sie – wie zuletzt oft – auf Besuch in Österreich und hat einen gemütlichen Nachmittag im Burgenland verbracht. Peter Menasse hat ihre Erzählungen aufgezeichnet.

Wissbegieriger, schaust du in Wikipedia, so findest du unter „Erika“ so manches, das für Erika Padan Freeman erfunden sein könnte. Eine Art der Herzkirsche heißt so. Und unsere Erika könnte nicht besser charakterisiert werden als durch diese Frucht. Mit ihren 88 Jahren kommt sie daher wie ein Teenager, mit knalligen Sneakers, die aus der Kollektion von Twiggy stammen, rundum jugendlich gekleidet und mit einem roten Kussmund, der an Hollywood-Größen vergangener Jahrzehnte erinnert. Am meisten ähnelt sie der unangepassten und unkonventionellen Bette Davis, von der das amerikanische Magazin *Photoplay* im Jahr 1936 schrieb: „Ihre Wimpern sind so hell und charmant wie ihre Konversation.“ Ja, das gilt in der Tat auch für Erika.

Aber es gab im Jahr 1997 auch einen Tornado, dem dieser Name gegeben wurde. Er richtete zwar keinen großen



© MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER

Ohne Erika Freeman wäre der Lauf der Welt vielleicht ein wenig anders vor sich gegangen und hätte mancher Hollywood-Star nicht sein psychisches Gleichgewicht gefunden.

Schaden an, aber er tobte durch die Welt, schnell, präsent und kraftvoll. Auch das ist Erika. Und dann erinnert sie auch ein wenig an den „Hundertjährigen, der aus dem Fenster stieg und verschwand“. Sie hat wie er über Jahrzehnte mit allen Größen dieser Welt geluncht, sie für ihre humanitären Anliegen begeistert und ihre Handlungen beeinflusst. Ohne Erika wäre der Lauf der Welt vielleicht ein wenig anders vor sich gegangen und hätte mancher Hollywood-Star nicht sein psychisches Gleichgewicht gefunden.

Erika ist eine begnadete Erzählerin. Sie schüttelt eine Geschichte nach der anderen heraus, Namen über Namen aus der großen Politik und dem Showbusiness säumen den Weg ihrer Storys, und immer ist sie dabei, wenn die großen Entscheidungen gefällt werden. Noch hat niemand das Buch über Erika Freemans Leben geschrieben – und das ist schade, schlägt doch die Lebendigkeit ihres Erzählens Menschen über Stunden in ihren Bann.

Wer also ist diese Erika Padan Freeman? Ihr Lebenslauf ähnelt zu Beginn dem vieler jüdischer Kinder, die der Schoa entkommen konnten. Sie wurde im Juli 1927 in Wien geboren und wuchs bis 1938 wohlbehütet auf. 1940 gelang der noch nicht 13-Jährigen mit einem „Affidavit“ die Flucht in die USA.

Erikas Mutter

Die Mutter blieb in Wien, überlebte fast den ganzen Krieg in verschiedenen Verstecken und kam dann doch auf tragische Weise ums Leben. Sie wurde Opfer des letzten Bombenangriffs auf Wien – just am 13. März 1945, auf den Tag genau sieben Jahre nach Hitlers Einmarsch.

Noch heute ist Erika stolz auf ihre Mutter Rachel „Sie war die erste Frau, die Hebräisch lernte. Sie kam aus dem Städtl Kutya, nahe bei Kolomea. Hebräisch zu lernen, war Mädchen damals nicht erlaubt. Ihre Mutter hat sie unterstützt. Sie hat sie neben einen Koffer gesetzt. Wenn der Vater nach Hause kam, verschwand das Buch blitz-



© MILAGROS MARTINEZ-FLENER

Erika Freeman: NU-Leserin

schnell im Koffer. Eines Tages wurde im Ort *Joseph und seine Brüder* aufgeführt. Damals nahmen viele Familien einen armen Schüler ins Haus, um ihm zu ermöglichen, den Talmud zu studieren. Nach der Aufführung geht mein Großvater zum Rabbiner und sagt: ‚Rabbi, den Buben, der den Joseph gespielt hat, will ich in meinem Haus aufnehmen.‘ Sagt der Rabbi: ‚Den hast du schon im Haus. Der Bub Joseph ist deine Tochter Rachel.‘ Das war die Vorlage, nach der Isaac Bashevis Singer die Kurzgeschichte *Jentl* geschrieben hat. Das war die wirkliche Geschichte, was er daraus machte, war etwas anderes.“

Erikas Vater

Erikas Vater war ein „Politischer“. Wegen seines Widerstands gegen die Nationalsozialisten wurde er verhaftet und in der „Kleinen Festung“ des KZ Theresienstadt eingesperrt. Ihm jedoch war das Glück hold, das der Mutter verwehrt blieb, wie Erika erzählt: „Die Geschichte war so, dass ein schwedischer Diplomat mit seinem Auto nach Theresienstadt kam. Er hatte seine kleine, blonde Tochter dabei. Das Mädchen lief

weg, öffnete eine Tür und lief zu den Gefangenen. Mein Vater, der gerade dort stand, nahm sie auf und trug sie zurück. Die Wachen wollten daraufhin auf ihn losgehen, aber der Diplomat sagte, sie mögen ihn in Ruhe lassen, er sei Schwede. Die Nazis haben das geglaubt. Es waren auch tatsächlich zwei Schweden dort eingesperrt und man hat dann alle drei freigelassen.“

Erika lebte in den USA anfangs bei sehr entfernten Verwandten, einer Art Gastfamilie, bei der sie todunglücklich war, später dann in verschiedenen Waisenheimen. Eines Tages tauchte ihre Tante Ruth aus Palästina in New York auf. „Gerade noch war ich Flüchtlingskind – und plötzlich Cinderella beim Lunch mit Mrs. Roosevelt und anderen bedeutenden Menschen.“

Tante Ruth

Tante Ruth Klüger ist eine Heldin der israelischen Geschichte. Ben Gurion gab ihr nach der Staatsgründung Israels den Namen Aliav – zu deutsch etwa: Einfahren, Aufgehen. Sie war der Kopf der Aliya Bet am Hauptsitz in Paris. Diese Organisation schmuggelte nach dem Zweiten Weltkrieg Juden aus Europa nach Palästina. Ruth Klüger fand für die Flüchtlinge – die meisten kamen aus dem KZ –, Fluchtrouten und trieb Schiffe, Mannschaften und Geld auf. Heute würde man sagen: „Für die Illegalen! Die Engländer als Besatzungsmacht in Palästina haben sich gegen die Flüchtlinge ja gewehrt“, ergänzt Erika.

Mit den Erzählungen von Tante Ruth kommt gleich auch die große Weltgeschichte ins Spiel: „Ruth ging 1948 nach Südamerika, um Geld für die Haganah, die damals illegale Armee der Juden, aufzutreiben. Für alles, was schwierig bis unmöglich war, hat man sie eingesetzt. Damals war noch Perón der große Macher. Sie hat viele Leute kennengelernt, darunter auch einen kleinen Leutnant der Marine. Die jüdische Gemeinde wollte sie davon abhalten, mit ihm zu reden, weil er ein Anti-Peronist war. Sie hatten Angst, dass dieser Kontakt

Eines Tages tauchte Erika Freemans Tante Ruth Klüger aus Palästina in New York auf. „Gerade noch war ich Flüchtlingskind – und plötzlich Cinderella beim Lunch mit Mrs. Roosevelt und anderen bedeutenden Menschen.“

nicht nur Ruth, sondern der gesamten jüdischen Gemeinde schaden könnte, aber Ruth ließ sich nicht beirren. 1955 schickte man sie dann wieder nach Argentinien, um die Schiffsrouten für den Handel zu eröffnen. Gerade zu diesem Zeitpunkt wurde Perón gestürzt, alles war zu Ende, aber nicht für Ruth. Sie traf den kleinen Leutnant. Er war der neue Präsident von Argentinien.“

Auch der Vater kam schließlich in die USA. Er hatte geglaubt, dass seine

langelo.' So war er. Nach dem Krieg, nach schrecklichen Erlebnissen, war er immer noch auf der Seite der Optimisten.“

Erika erzählt, oder: „Vom Hundertsten ins Tausendste“

Erika konnte studieren, wurde Psychoanalytikerin, behandelte bald viele große Stars und war in freundschaftlichem Kontakt mit Menschen wie Woody Allen, Liv Ullmann, Marilyn

Jetzt sitzt sie vergnügt im Burgenland, erzählt und erzählt, keiner will sie unterbrechen, die Weltgeschichte zieht in vergnüglicher Weise vorbei. Hören wir ihr also einfach zu, wenn sie die berühmten Menschen und die Jahrzehnte vorübergleiten lässt:

Der Eisprinzessinnen-Blick

„Zubin Mehta dirigierte einmal in New York das Israel Philharmonic Orchestra. Bei der anschließenden Party in der Wohnung des israelischen Botschafters sehe ich einen kleinen, sehr hübschen, dunklen jungen Mann. Er hat mich angeschaut, als ob er mich fressen wollte. Da habe ich ihm den ‚Eisprinzessinnen-Blick‘ gegeben und mich umgedreht. Zwei Minuten später kam eine Freundin und fragte mich, ob ich Zubin Mehta kenne. Ich drehte mich um, und es war der schöne Mann. Sein Blick aber sagte: ‚Vor zwei Minuten hast du dich von mir abgewendet, aber jetzt, wo du weißt, dass ich Zubin Mehta bin, willst du mit mir reden. Vergiss es.“

Golda Meir und Richard Nixon

„Ich war eine Zeitlang Golda Meirs persönliche Beraterin. Eines Tages besuchte sie Nixon, um Waffen für Israel zu beschaffen. Sie rief mich vor dem Gespräch an. Alle rundherum würden ihr sagen, dass Nixon eine Ratte sei, ein Antisemit, ein schrecklicher Mann. Sie erwarte rein gar nichts und werde sich daher auch nicht enttäuschen lassen. Ich aber widersprach: ‚Er wird dir geben, was immer du forderst. Erwarte alles und du wirst es kriegen.‘

Ich hatte einen guten Grund für meinen Optimismus, den ich ihr auch verriet: ‚Nixon ist ein nachtragender Mensch, er vergisst nie. Wenn du ihm etwas Schlechtes antust, merkt er sich das. Aber wenn du ihm Gutes tust ebenfalls. Er hat zuerst die Präsidentschaftswahlen verloren, dann die Wahlen in Kalifornien. Jeder dachte damals, dass seine politische Karriere zu Ende sei. In allen Ländern, die er anschließend



© EFRAN MOSKOVICS

„Ihre Wimpern sind so hell und charmant wie ihre Konversation.“

Tochter tot wäre, sie dasselbe von ihm. Dann begegnete Erikas Onkel dem Vater in New York zufällig auf der Straße und nahm ihn mit nach Hause. Auf die Frage, wie diese erste Begegnung mit dem Vater abgelaufen sei, sagt Erika: ‚Er fragte mich: ‚Putzika, was liest du gerade?‘ Und als ich antwortete, ‚Die Göttliche Komödie von Dante‘, schüttelte er den Kopf: ‚Dante, dieser Pessimist. Hör auf damit, versprich es, ich gebe dir die Gedichte von Miche-

Monroe, Marlon Brando, Paul Newman oder Burt Lancaster. Bei ihren Erzählungen hält sie sich strikt daran, nur jene zu nennen, die selbst über die Analyse bei ihr öffentlich gesprochen haben, und sie verrät, wie es die Regeln ihres Berufes verlangen, keine Geheimnisse über die Inhalte der Analysen. Später setzte sie ihren Ruhm ein, um in Frauennetzwerken, karitativen Organisationen und in NGOs zur Unterstützung Israels einen Beitrag zu leisten.

bei einer privaten Weltreise besuchte, wurde er ignoriert. Israel jedoch hat ihn wie einen König behandelt. Ich verspreche dir, er wird dir geben, was du willst. Er hat das nicht vergessen.'

Golda fuhr nach Washington, kämpfte voll Optimismus, und ihre Wünsche wurden tatsächlich erfüllt. Die Leute sagten dann zu ihr, das wäre ihr Charme gewesen."

Verzeiht uns Jesus Christus

„Ich war auch persönliche Beraterin von Kardinal König bei seinen Kontakten zur Jugend hinter dem Eisernen Vorhang. Eines Tages sagte er: ‚Ich bekomme von dieser Frau mehr Beratung an einem Tag, als von meinen offiziellen Beratern in einem Jahr.‘ Da wurde ich richtig übermütig und sagte zu ihm: ‚Eminenz, wenn wir Juden euch versprechen würden, niemals wieder einen Jesus Christus auf die Welt zu bringen, würdet ihr uns dann endlich den ersten verzeihen?‘ Die Umstehenden waren entsetzt, König hingegen schaute mich an, er hatte so Lachwinkel um die Augen und sagte: ‚Eine gefährliche Frau‘ ... Er hatte einfach Sinn für Humor.“

Hillary Clinton

„Hillary Clinton ist eine herrliche Frau. Ich bin bei einer Gruppe von ‚wichtigen Weibern‘, genannt ‚Women’s Forum‘, einem Netzwerk, das wir gegründet haben, um anderen Frauen zu helfen. Einmal wurden wir von Hillary Clinton, damals ‚First Lady‘, ins Weiße Haus eingeladen. Sie sagte bei ihrer Rede unter anderem: ‚Als ich Anwältin in Arkansas war, konnte ich nicht in solche Netzwerke einsteigen, weil ich einfach nicht wichtig genug war. Schön, dass ich jetzt bei euch sein darf.‘ Ich fand es wunderbar, dass sie so offen darüber reden konnte. Sie ist eine bodenständige, eine wirklich bemerkenswerte Frau. Ich hoffe sehr, dass sie die erste weibliche Präsidentin der USA wird.“

Donald und Ivana

Von Donald Trump, der in New York in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft lebt, hält sie hingegen weniger: „Er ist ein Idiot, ein brillanter Idiot, der sich mit PR auskennt. Seine Ausführungen zeigen von Hybris. Aber er hatte eine hübsche, wunderbare Frau aus der Tschechoslowakei namens Ivana. Sie war eine sportliche Frau. Sie lernte ihn in Kanada bei den Olympischen Spielen kennen. Die beiden heirateten und sie arbeitete wie ein Pferd.“

Ich war Vorsitzende einer Organisation namens Akim, die geistig behinderte Kinder in Israel unterstützt. Wir haben immer wieder prominente Sponsoren geehrt. Einmal schlug ich vor, Ivana Trump auszuwählen und die Ehrung im Plaza Hotel abzuhalten. Ein Hotel, das sie berühmt gemacht hat. Und sie war damals ja auch selbst eine Berühmtheit. Es kamen dreimal so viele Leute zum Lunch, wie bei den vorhergegangenen Fundraising-Partys. So kamen wir zu Geld, das wir für die Kinder brauchten. Sie ist ein einfacher Mensch. Sie sagte zum Beispiel: ‚Wissen Sie, Amerika ist ein wunderbares Land. Sie können hier alles erreichen, wenn sie nur fleißig arbeiten.‘ Leichter ist es freilich, wenn man einen reichen Kerl heiratet, der viel von PR versteht. Jedenfalls hat sie das Hotel zum Erfolg geführt.“

Wie Jimmy Carter zu den Menschenrechten kam

„Während der ersten UNO-Weltfrauenkonferenz, die 1975 in Mexiko stattfand, geschah etwas Unfassbares. Die Frauen beschlossen eine Resolution, die im großen Plenum der UNO vorher immer abgelehnt worden war, nämlich dass Zionismus gleichbedeutend mit Rassismus sei. Um das zu bekämpfen, gründete ich das ‚Internationale Komitee Frauen für Frauenrechte‘. Ich nannte es so, weil Mrs. Roosevelt das ‚Komitee für Menschenrechte der UNO‘ leitete. Viele berühmte Frauen

unterschieden daraufhin eine Petition gegen diese Resolution. Bei einem Lunch begegnete ich Rosalynn Carter, deren Mann gerade für die Präsidentschaft kandidierte. Sie fragte, ob sie die Petition auch unterschreiben und ihrem Mann Jimmy geben dürfe. Das geschah dann auch. Und Carter machte später die Menschenrechte zu einem der Themen seiner Präsidentschaft. So passieren Dinge. Mir sagte einmal jemand: ‚Du kannst die Welt lenken, wenn es dir egal ist, wer die Ehre einheimst.“

Vier Mal 22 Jahre

Auf das Alter will Erika nicht so gerne angesprochen werden. Sie sei vier Mal 22 Jahre alt und werde weiterhin arbeiten: „Man studiert hundert Jahre und ich soll aufhören?“

Etwas aber hat sich für Erika geändert. Die Erinnerungen an die Kindheit beginnen zu schmerzen: „Als ich ein kleines Kind war, war ich wie alle Kinder. Du tust einfach, du gehst, du folgst. Man folgt und man lernt. Das andere blendet man aus. Aber jetzt ist es anders. Vermutlich, weil die Kräfte zur Verdrängung nicht so stark sind wie die Muskeln. Jetzt bin ich manchmal traurig über Ereignisse, von denen ich nie wusste, dass sie mich traurig gemacht hatten. Als wir die *Frau in Gold* im Kino sahen und das Marschieren und die Fahnen, die Musik, musste ich auf einmal zu weinen beginnen. Es wieder zu sehen, machte mich etwas fühlen, was ich die ganze Zeit nie gefühlt hatte.“

Erika sitzt im Burgenland, auch nach vier Stunden intensiven Erzählens immer noch topfit und vergnügt. Ihre Visite ist zu Ende. Dabei haben wir noch gar nicht über Theodore Bikel, Elie Wiesel, Lee Strasberg, Frederic Morton und all die anderen gesprochen, die ihren Weg gekreuzt haben. Aber dazu haben wir ja noch viel Zeit, nicht wahr, Erika? – Sie lacht: „Bis 127, so alt wurde nämlich die Frau von Abraham.“ *nu*

Erika konnte studieren, wurde Psychoanalytikerin, behandelte bald viele große Stars und war in freundschaftlichem Kontakt mit Menschen wie Woody Allen, Liv Ullmann, Marilyn Monroe, Marlon Brando, Paul Newman oder Burt Lancaster.



„Je älter man wird, umso mehr möchte man etwas für andere erreichen.“

© WEIDENFELD & NICOLSON

„Vielleicht ist es Torschlusspanik“

Ein Gespräch mit Lord Weidenfeld anlässlich seines 96. Geburtstags.

VON GABRIEL RATH, LONDON

Als Georg Weidenfeld am 13. September 1919 in Wien in eine jüdische Familie geboren wird, kann niemand ahnen, dass er einst zu einer internationalen Berühmtheit werden wird. Heute, zu Beginn seines 97. Lebensjahrs, blickt er zurück auf ein Leben, das ihm Bekanntheit und Freundschaften mit Chaim Weizmann, Charles de Gaulle, Helmut Kohl und Papst Johannes Paul II. bescherte. Deutschlands Kanzlerin Angela Merkel

sucht und schätzt seinen Rat, und bis heute schreibt er eine Kolumne in der Tageszeitung *Die Welt*. Nach dem Zweiten Weltkrieg gründete er den Verlag Weidenfeld & Nicolson, und bis heute kommt er täglich zur Arbeit. Auch sonst ist er weiter höchst aktiv: Sein „Institute for Strategic Dialogue“ sucht Antworten auf globale Herausforderungen unserer Zeit, und mit einer Hilfsaktion bemüht er sich gerade um die Rettung von 10.000 Christen aus Syrien.

NU: Sie wurden 1919 in Wien geboren und machten erste politische Erfahrungen in der Sozialdemokratie. Warum haben Sie sich später von der Linken abgewendet?

Lord Weidenfeld: Wir waren alle für die Sozialdemokraten damals, ich war ein Roter Falke und im Bund Sozialisti-

scher Mittelschüler. Die Sozialdemokratie war die einzige nicht-antisemitische politische Bewegung. Dann kam 1934 Dollfuß, und die Sozialdemokratie wurde verboten. Da wurde ich gekeilt von den Zionisten und bin mein Leben lang Zionist geblieben.

Was war dafür ausschlaggebend?

Ich erlebte einen Auftritt von Zeev Jabotinsky im Wiener Konzerthaus. Als wir kamen, standen hunderte Nazis am Eingang und haben uns angepöbelt und eingeschüchert. Beim Hinausgehen waren wieder die Nazis da und schrien „Juda, verrecke!“ Da hat einer von uns, der sich beim Betreten der Halle noch hinter mir versteckt hatte, die Faust geballt und einem Nazi die Zähne ausgeschlagen.

„Ich habe nie etwas mit der Habsburger-Monarchie als politische Konstruktion anfangen können, aber der Kulturraum, aus dem ich komme, bedeutet mir alles.“

Sie haben sich immer sehr positiv über die Entwicklung Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg geäußert. Wie sehen Sie den Vergleich mit Österreich?

Ich sehe viele Dinge positiv, ich komme gerne nach Österreich. Ich habe keine guten Erinnerungen an Kreisky, denn er war gegen Israel. Aber ich schätze Schüssel, und auch Mock und Vranitzky waren Ehrenmänner. Aber was in Deutschland geschehen ist, hat eine andere Dimension und genießt meine volle Bewunderung und Loyalität. Es hatte auch Glück mit herausragenden Persönlichkeiten. Helmut Kohl ist für mich der größte europäische Politiker seit 1945, größer als de Gaulle oder Thatcher.

Sie haben einmal gesagt, dass Sie nichts gegen einen „Anschluss“ Österreichs an ein demokratisches Deutschland gehabt hätten?

Das ist richtig. Das kommt daher, dass ich eine tiefe Liebe und Bewunderung für die deutsche Kultur hege. Ich habe drei Loyalitäten: Die erste gilt meiner Familie, meinem Stamm, dem Judentum. Die zweite gehört Großbritannien, das mich 1938 als bettelarmen jungen Mann aufgenommen hat und mir ein fantastisches Leben und eine erfolgreiche Karriere ermöglicht hat. Und drittens zur europäischen Kultur, wie sie mir einst vermittelt wurde durch die Werke von Goethe, Schiller, Grillparzer und vielen anderen. Ich habe nie etwas mit der Habsburger-Monarchie als politische Konstruktion anfangen können, aber der Kulturraum, aus dem ich komme, bedeutet mir alles.

Sie haben 1948 mit ihrem Freund Nigel Nicolson einen weltweit erfolgreichen Verlag gegründet und tausende Bücher verlegt. Der große Durchbruch war wohl 1959 die Veröffentlichung von Nabokovs „Lolita“...

Vollkommener Unsinn, zu diesem Zeitpunkt hatten wir schon Memoiren von Tito, de Gaulle und auch Speer veröffentlicht, sowie zahlreiche andere wichtige Werke...

Als Verleger hatten Sie direkt mit Speer, einem der führenden Gefolgsleute Hitlers, zu tun. Wie war diese Erfahrung?

Ich traf ihn erstmals bei einem privaten Essen und fragte ihn zu später Stunde: „Sagen Sie, Herr Professor, wie konnte jemand wie Himmler so viel Macht ansammeln?“ Da antwortete er: „Himmler hatte ein Genie, die richtigen Leute zu finden.“ Dann fügte er schnell hinzu: „... aber er war eine satanische Persönlichkeit.“ Das war typisch für Speer. Er war eine gesplante Persönlichkeit, die sofort realisierte, was ihr Gegenüber hören wollte.

Welche Gefahren für die Menschheit sehen Sie heute?

Die größte Gefahr sind die Dschihadisten. Sie sind ärger als alles, was wir je gekannt haben, sie sind der Abschaum der Menschheit. Sie töten nicht nur, sie haben eine sadistische Freude am Töten. Der deutsche Nazi plant alles mathematisch genau und sieht die Vernichtung der Juden als industrielles Problem. Der russische Kommunist scheitert daran, dass er zu ungeschickt und unfähig ist. Der Dschihadist aber schneidet den Opfern die Genitalien ab, sticht ihnen die Augen aus und speißt ihre Köpfe auf. Es ist eine Bestialität ohne Grenzen.

Sie betonen seit langem die Nähe zwischen Christentum und Judentum...

Meine letzte Aufgabe im Leben ist es umzusetzen, was Papst Johannes Paul II. so formuliert hat: „Das Judentum ist der ältere Bruder des Christentums.“ Ich fühle mich Katholizismus und Protestantismus sehr nahe und will zur Versöhnung beitragen. In einer Familie führt man keinen „Dialog“, in einer Familie spricht man miteinander, ungewungen, als intime Freunde.

...manchmal streitet man sich auch...

Natürlich, aber in einem Geist, dass man zusammengehört, und dazu möchte ich beitragen.

Sie haben Papst Johannes Paul II. zitiert

und waren gut mit ihm bekannt?

Krzystof Michalski, der Gründer des Instituts für die Wissenschaft vom Menschen (IWM) in Wien, hat uns zusammengebracht. Ich war im Aufsichtsrat des IWM und wurde in die Sommerresidenz des Papstes nach Castel Gandolfo zu seinen Kolloquien eingeladen. Er hat mir von seiner Zeit als junger Priester in Krakau erzählt, als in Auschwitz die Juden vernichtet wurden. Er war vertraut mit jüdischen Schriften und hat mich inspiriert, mich um Versöhnung zu bemühen.

Und auch eigene Erfahrungen?

Natürlich. Als ich 1938 mit 19 Jahren und praktisch mittellos nach England kam, nahm mich eine protestantische Familie auf, die zur besonders strenggläubigen „Plymouth-Brüderschaft“ gehörte. Sie haben mich wie einen eigenen Sohn behandelt, und auch meinen ersten Job bei der BBC verdanke ich ihnen. Ohne Ermutigung meines „Ziehvaters“ hätte ich mich nicht zu bewerben gewagt.

Und in der BBC machten Sie eine rasante Karriere?

Meine erste Aufgabe war es, Berichte aus Nazi-Deutschland zu beobachten und auszuwerten. Am Ende des Krieges war ich diplomatischer Korrespondent und verantwortlich für Kontakte mit den europäischen Exilregierungen und Freiheitsbewegungen auf britischem Boden. So knüpfte ich enge Beziehungen zu de Gaulle, Beneš und Sikorski, aber auch den Freien Deutschen und Freien Österreichern. Ich lernte damals auch Weizmann kennen, dessen Stabschef ich nach der Gründung Israels wurde, ehe ich in meinen Verlag zurückkehrte.

Der Philosoph Isaiah Berlin, mit dem Sie befreundet waren und den Sie ebenfalls verlegt haben, sagte einmal: „Die Menschheit ist aus krummem Holz geschnitzt.“ Stimmen Sie dem zu?

Absolut. Aber es ist unsere Aufgabe, dieses Holz ein wenig geradezubiegen. Wer ein bisschen Geschichtssinn hat

und kein bloßer Zyniker ist, wird sich immer um Verbesserung bemühen. Doch der Westen ist heute vollkommen demoralisiert. Obama ist eine tragische Figur, eine Mischung aus Dummheit, Unerfahrenheit und moralischer Schwäche. Als ich ein junger Mann war, haben sich die Menschen eingesetzt und ihr Leben gegeben. Ich habe es noch erlebt, dass Ideale die Menschen formten und anfeuerten. Ich sehe das heute nicht mehr, und das macht mir Sorgen.

Das gilt aber nicht für die Dschihadisten...

Als Jude habe ich den Trost, dass es

Israel gibt und es für uns als Zuflucht besteht. Aber ich habe Angst um die Nicht-Juden, wenn sich der gewalttätige Islam weiter ausbreitet. Wenn es mehr Terror gibt, wird es auch zu einer Reaktion kommen. Es wird Menschen geben, die nach einem neuen Hitler rufen, denn Hitler war der letzte weiße Mann, vor dem die Welt zitterte.

Was ist schiefgegangen?

Schlechte Führung. Das Problem fängt mit dem Ende des Kalten Kriegs an, als man dachte, die Mission sei erfüllt und die Hände in den Schoß legte. Kohl und Gorbatschow, das war der

letzte große Moment politischer Führung, von da an ist es nur mehr bergab gegangen.

Die Londoner Times vermerkt in ihrer amtlichen Chronik für den 18. Juni 2015: „The Prince of Wales this afternoon received Sir Ronald Harwood and the Lord Weidenfeld.“ Müssen Sie sich manchmal noch zwicken, wenn Sie auf Ihren Lebensweg zurückblicken?

Zwicken nicht, dafür habe ich mich zu lange an all das gewöhnen dürfen. Ich würde nicht sagen, dass ich im Königshaus ein- und ausgehe. Die Queen habe ich vielleicht ein paar Mal gesehen. Ihr Mann, Prinz Philip, ist ein sehr umgänglicher und vielseitig interessierter Mann. Und Prinz Charles, der Thronfolger, ist hochintelligent und umfassend gebildet.

Sie werden am 13. September 96 Jahre alt, doch Sie sind immer noch höchst aktiv. Was treibt Sie an?

Vielleicht ist es Torschlusspanik. Im Ernst: Ich würde gerne noch ein paar Projekte, die mir am Herzen liegen, zu Ende bringen. Dazu gehört es, die Möglichkeiten zu schaffen, grenzübergreifende Lösungen für globale Probleme vorzustellen. Je älter man wird, umso mehr möchte man etwas für andere erreichen.

Was bedeutet es Ihnen, Jude zu sein?

Es bedeutet mir sehr, sehr viel. Ich bin sehr stolz auf meine Herkunft und auf meine Familie. Ich bin und bleibe ein überzeugter Zionist. Meine Frau und ich haben schon vorgesorgt, dass wir auf dem Herzl-Berg in Jerusalem unsere Ruhe finden werden. *nu*

Sir Arthur George Weidenfeld ist englischer Verleger, Mitglied des Oberhauses und Kosmopolit. Er wurde in Wien geboren, nach dem „Anschluss“ Österreichs im Jahr 1938 emigrierte er nach London. 1945 gründete er zusammen mit Nigel Nicolson den Verlag Weidenfeld & Nicolson, für den er bis heute tätig ist.

Kommt gerne nach Österreich: Lord Weidenfeld mit Ehefrau Annabelle bei den Salzburger Festspielen 2011



© FRANZ NEUMAYR / PICTUREDESK.COM

„Als ich ein junger Mann war, haben sich die Menschen eingesetzt und ihr Leben gegeben. Ich habe es noch erlebt, dass Ideale die Menschen formten und anfeuerten. Ich sehe das heute nicht mehr, und das macht mir Sorgen.“

Bukarest verbietet Holocaust-Leugnung

Im Juli hat Präsident Johannis ein Gesetz unterschrieben, mit dem erstmals dezidiert unter Strafe gestellt wird, die Gräueltaten auf rumänischem Boden zu leugnen. Auch gegen Propaganda rund um die Eisernen Garde kann nun eingeschritten werden.

VON ALEXANDRA POPESCU
UND EVA KONZETT

Den Reifegrad einer Gesellschaft erkennt man in ihrem Umgang mit der Geschichte. In diesem Sinne hat Rumänien im Juli einen wesentlichen Schritt nach vorne gemacht, als Präsident Klaus Johannis das Gesetz mit der Nummer 217/2015 unterzeichnete, das die Leugnung des rumänischen Holocausts endgültig verbietet.

Darüber hinaus kann künftig auch jeder belangt werden, der Taten oder Mitglieder der sogenannten Eisernen Garde verherrlicht oder deren Symbole verwendet. Die Eisernen Garde war im Rumänien der Zwischenkriegszeit der politisch-paramilitärische Arm der Legion Erzengel Michael. Mit stumpfem Antisemitismus bereitete sie unter ihrem Anführer Corneliu Zelea Codreanu dem späteren faschistischen Regime unter Marschall Ion Antonescu ideologisch den Boden. Sie hatte anfangs sogar mit Antonescu koalitiert.

Die Eisernen Garde

Den Holocaust zu leugnen ist in Rumänien zwar seit 2002 strafbar – der schwammige Gesetzestext über Verbre-

chen von Nazi-Deutschland und seinen Verbündeten ließ aber großen Interpretationsspielraum zu. Die „Verbündeten“ wurden von den rumänischen Parlamentariern in einer Gesetzesnovellierung 2006 sogar ganz gestrichen. Die Verbrechen an den rumänischen Juden blieben dann außen vor. In diesem Sinne hat das aktuelle Gesetz, das eindeutig auf das Regime Antonescu Bezug nimmt, eine wichtige Lücke geschlossen: Denn in Rumänien wurden zwischen 1940 und 1944 mindestens 280.000 Juden und 11.000 Roma ermordet. Im ukrainischen Odessa richtete die rumänische Armee 1941 in einem Massaker zehntausende ukrainische Juden hin.

Viele Rumänen aber sehen in der Eisernen Garde Vorkämpfer gegen den Kommunismus. Und gegen den Kommunismus gewesen zu sein, zieht bis heute bei den Menschen. Zudem hatte die intellektuelle Elite in der Zwischenkriegszeit – und diese gilt allgemein als Periode der kulturellen Blüte – die krude Ideologie der „Legionäre“ übernommen. Dass dies nicht immer nur aus

Nach langem hat sich das rumänische Parlament zum Gesetz gegen Holocaust-Leugnung durchgerungen.



opportunistischen Gründen geschah, darüber spricht man in Rumänien ungern.

So mag das Gesetz verabschiedet sein, doch die Stimmung in weiten Teilen der Bevölkerung spiegelt es nicht wider. „Die Eisernen Garde war nicht rassistisch oder xenophob, sie war gegen Juden, weil diese durch den Bolschewismus zu groß wurden“, spricht ein junger Mann auf einer siebenbürgischen Landhochzeit offen seine Sympathie für die Bewegung aus. Das mit den Juden habe alles Antonescu gemacht, sagt er. Wie hätte sich die Eisernen Garde da einmischen können, wo sie zum Zeitpunkt der systematischen Deportationen längst verboten war? – Eine Standarderklärung, die oft zu hören ist. In der Sache hat der Hochzeitsgast recht – Antonescu ließ die Bewegung 1941 nach einem Putschversuch verbieten –, in der Interpretation allerdings nicht: Wie eine internationale Holocaustkommission 2004 in Rumänien festhielt, waren es der vehement antisemitische Kurs der Eisernen Garde und die von ihr selbst organisierten Pogrome, die den Weg für die späteren Gräueltaten des rumänischen Staates unter Ion Antonescu ebneten.

Die Rumänen wissen wenig darüber. Noch im Sommer 2014 verneinte rund die Hälfte der Rumänen, dass es einen Holocaust auch in ihrem Land gegeben hätte. Bis in die 2000er Jahre war dies die offizielle Regierungslinie, und Anfang der 1990er Jahre gedachte das rumänische Parlament Antonescus noch mit einer Schweigeminute. Erst der sozialdemokratische Präsident Ion Iliescu setzte nach einem peinlichen Zwischenfall in Jerusalem, wo er selbst die Pogrome gegen Juden in Rumänien verharmlost hatte, die erwähnte Historikerkommission ein.

Geschichtsverdrehung in der kommunistischen Zeit

In der heutigen gesellschaftlichen Haltung wirkt die Geschichtsverdrehung der kommunistischen Zeit nach:

So predigte das kommunistische Regime, dass das Land nicht nur keine Juden getötet, sondern sie sogar gerettet hätte. Tatsächlich ließ Antonescu ab 1942 die Deportationen einstellen, als er als Verbündeter selbst am Sieg Hitlers zu zweifeln begann und Vorbereitungen für den Seitenwechsel traf. Dies rettete ca. 290.000 Juden das Leben, ebenso viele waren zu diesem Zeitpunkt aber schon tot. Rumänien sei das antisemitischste Land im Vorkriegseuropa gewesen, hatte Hannah Arendt schon in den 1960er Jahren bemerkt, und der Historiker und Holocaustforscher Raul Hilberg betonte, dass sich angesichts der im oben erwähnten Historikerbericht veröffentlichten Zahlen kein anderes Land neben dem nationalsozialistischen Deutschland in so einem Ausmaß an der Vernichtung von Juden beteiligt habe wie Rumänien.

Auch das hohe Ansehen der Eisernen Garde lässt sich mit den Folgejahren im Kommunismus erklären. „Typisch für den rumänischen Antisemitismus ist der Opferdiskurs“, sagt der Soziologe Michael Shafir, der in der Historikerkommission mitgearbeitet hat. So wie in anderen exkommunistischen Ländern seien viele Rumänen der Meinung, dass man unter dem Kommunismus mindestens, wenn nicht sogar mehr als die Juden im Holocaust gelitten habe. Darüber hinaus hätten die Juden erst den Weg für den Kommunismus aufbereitet. „Was ist der Kommunismus denn anderes als der Imperialismus der Juden“, hatte schon der rumänische Schriftsteller Camil Petrescu in den 1930er Jahren gefragt. In dieser Logik gedacht, relativieren manche Rumänen – so wie der Hochzeitsgast – bis heute die antisemitischen Brutalitäten der Eisernen Garde als Kampf gegen die „rote Gefahr“. „Hier wird der Holocaust durch Vergleiche verharmlost oder trivialisiert“, sagt Shafir.

Größen der rumänischen Kulturszene wie der Philosoph und ehemalige Außen- und Kulturminister Andrei Pleșu haben sich kritisch zum Gesetz

geäußert. Es treffe weniger den ausgeglichenen Ton eines juristischen Textes, denn jenen einer „politischen Deklaration“, schreibt er in einem Beitrag in der rumänischen Tageszeitung *Adevarul*. Wie andere Intellektuelle fürchtet Pleșu um das Erbe rumänischer Denker, wie des Kulturkritikers Emil Cioran, des Philosophen Mircea Eliade oder eben des Schriftstellers Camil Petrescu. Alle drei hatten sich eindeutig zur Eisernen Garde bekannt – ein Umstand, der in den Biografien über Jahrzehnte geschönt oder ausgelassen wurde. Die Werke Ciorans und Eliades galten und gelten bis heute als Beispiele nationaler rumänischer Kulturpotenz, als intellektuelle Spitze einer Nation, die durch den Aufschwung in den Zwischenkriegsjahren endlich am westlichen Tisch Platz nehmen durfte. Und Petrescu hat die Moderne in die rumänische Literatur eingeführt.

Die biografischen Details und den antisemitischen Grundton im Rumänien der Zwischenkriegszeit hat die Kulturszene in Rumänien während des Kommunismus gezwungenermaßen und danach freiwillig übersehen. Erst Mitte der 1990er Jahre begann mit der Veröffentlichung der Tagebücher eines ehemaligen Weggefährten eine vorsichtige Auseinandersetzung. In seinen Tagebüchern beschrieb der jüdische Schriftsteller Mihail Sebastian (eigentlich Iosif Hechter) die sukzessive Faschisierung der Freunde und Studienkollegen eindringlich. Während er mit seinem Berufsverbot kämpft und die Deportation fürchtet, steigen seine ehemaligen Studienfreunde zu fixen Größen im System auf. nu

Als wir aus der Capsa kamen, erläuterte er (Anm.: Petrescu) mir nochmals seine Haltung zu den letzten antisemitischen Schlägereien.

„Es ist bedauerlich, mein Lieber, doch die Juden sind selbst dafür verantwortlich.“

„Wieso denn, Camil?“

„Weil sie zu viele sind.“

Der Eintrag stammt vom 25. Juni 1936.

Die biografischen Details und den antisemitischen Grundton im Rumänien der Zwischenkriegszeit hat die Kulturszene in Rumänien während des Kommunismus gezwungenermaßen und danach freiwillig übersehen.



Vor dem Jüdischen Museum beginnt die Fahrt zur „Schiffschul“.

Grenzen überwinden

Kennengelernt habe ich Christine de Grancy bei einer Pressekonferenz gegen Rassismus vor ziemlich genau zehn Jahren. Seither treffen wir uns gelegentlich, meist bei Eröffnungen von Ausstellungen ihrer Fotos, und wundern uns, warum wir uns nicht öfter sehen.

VON PETER WEINBERGER (TEXT)
UND HOLGER R. WEIMANN (FOTOS)

So auch dieses Mal, als Christine mich anrief und mich zu einer Privatführung durch ihre zurzeit laufende Ausstellung *Transit. Die Iraner in Wien* im Jüdischen Museum der Stadt Wien einlud – eine Ausstellung, die der stillen Emigration von iranischen Juden über Wien in die USA in den Jahren 1991–1993 (Entstehungszeit der Fotos) gewidmet ist.

Genau vor dem Jüdischen Museum beginnt unsere Fahrt, selbstverständlich mit dem Fahrrad, zum jenem Ort, wo die gezeigten Fotos entstanden sind, nämlich zur „Schiffschul“ in der großen Schiffgasse Nr. 8, in der die Iraner für eine Zeitlang eine Bleibe gefunden hatten.

Getroffen haben wir uns allerdings bereits einige Zeit davor, um unseren

Ausflug in den zweiten Bezirk zu diskutieren, vor allem aber, um noch einmal über die Motivation von Christine de Grancy zu sprechen, sich als Nichtjüdin derart intensiv mit jüdischen Themen auseinanderzusetzen – natürlich auch, wie sehr ihre eigene Familiengeschichte dazu beitrug.

„Die Familie wirkt unbedingt und immer in unser aller Leben hinein. Wir können sie uns nicht aussuchen. Früh wurde mir das bewusst. Schon der Familienname hat das bewirkt. Ablehnung oder seltsames Erstaunen. Woher kommt der Name? Wie kamen wir hierher? 1946 die Flucht aus Deutschland, zur Mutter unseres Vaters, nach Graz. Wir Protestanten in das katholische Land. Und Graz, wie ich später begreifen

sollte, so überaus braun gefärbt. Mein Jugendfreund Sebastian Bilger sprach viel von seiner jüdisch-französischen Mutter, die ihn nicht bei sich in München aufziehen konnte. Sein Vater Ferdinand Bilger, der Kommunist und Maler war und im spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte, eröffnete uns jungen Menschen in seinem Grazer Atelier neue Welten. Das weckte den Wunsch, Grenzen zu überwinden und sich von dieser Welt eigene Bilder machen zu dürfen. Die Enge, die uns in den Köpfen und Herzen der vielen verbitterten Erwachsenen umgab, war spürbar. Fragen wurden oft brüsk zurückgewiesen und damit erstickt. Die Brüche in den Familien, wie auch in der Gesellschaft, wurden erkennbar. Noch wurden Erklärungen schwer gefunden.

Der Vater fiel drei Wochen vor Kriegsende in der Lüneburger Heide. Wir waren wenige Kilometer entfernt in einem Gutshof untergebracht, gerade aus dem brennenden Berlin evakuiert. Erst als ich 16 war, erzählte die Mutter vom Freitod ihres Vaters, der dem Widerstands-Kreis vom General Ludwig Beck und dem Leipziger Oberbürgermeister Carl Friedrich Goerdeler angehört hatte. Sie waren beteiligt an Planungen um das Attentat gegen Adolf Hitler am 20. Juli 1944 in Berlin. Zwei Tage danach entzog er sich der Gestapo, die vor seiner Haustür stand, wohl um Verhören unter Folter zu entkommen, und sprang aus dem zweiten Stock seines Wohnhauses. 1960 lud der Staat Israel die Kinder und Enkel dieser Widerstandskämpfer zu einem Besuch ein. Die Gedenkstätte Yad Vashem war damals im Entstehen.

Wesentlich hat mich in Kindertagen ein unvergesslicher Satz unserer Weißnäherin Frau Meier geprägt. Ich erzählte gern. Plötzlich unterbrach sie mich: ‚Fuchtel nicht wie ein Jud.‘ Die alte pedantische Frau war mir nie sympathisch. Nun hatte sie restlos ausgespielt. Sie wollte meine Lebhaftigkeit beschneiden, dazu brauchte ich nun einmal meine Hände. Ich fuchtelte weiter mit den Händen – und Juden, die



„Ich wünschte mir einen sorgsameren Umgang mit diesem Ort, vielleicht eine Begegnungsstätte im Grünen.“

ich noch nicht kannte, waren mir sofort sympathisch. Man möge mir verzeihen, ich konnte nur Philosemitin werden.

Die ‚Unfähigkeit zu trauern‘ war keine Erklärung, wies aber auf etwas hin, was wir in dieser Form nach und nach begreifen mussten: Wir waren in irgendeiner Form auch Opfer geworden. Mit ihrer Scham und Schande, die auch an uns haftete, musste man leben lernen. Wie konnte man diese Menschen lieben, achten und ehren?“

„Angst vor den Fluchtwellen“

Da ich vor einiger Zeit in einer anderen Ausstellung einige ihrer Bilder gesehen habe, die von Minderheiten ein-

dringlich sprechen, wollte ich natürlich wissen, mit welchen Minderheiten sie sich bisher beschäftigt hat und welche sie noch gerne fotografisch festhalten möchte. Gegenüber der Nachdenklichkeit bezüglich ihrer Familiengeschichte fielen die Antworten zu meinen Fragen direkt impulsiv aus. Ihr Engagement in Sachen Minderheiten war unmissverständlich!

„Am liebsten alle. Dazu reicht keine Lebenszeit, wenn man ihre jeweilige, noch immer bunte eigene Geschichte umfassend erzählen wollte. Wie viele kleine Völker sind in den letzten Jahren verschwunden oder sind weiterhin bedroht, unbeachtet von der Weltgemein-

„Manchmal entdeckt man etwas unvermutet und versucht, auf der Spur zu bleiben. Dann beauftragt man sich selbst, weil das Thema für einen wichtig wird. Meine Ausstellung TRANSIT im Jüdischen Museum der Stadt Wien ist dafür ein Beispiel.“

„Der Stacheldraht jetzt, was für ein schreckliches Symbol! Wieder ist eine Seite gegen die andere, die eine aus Aggression, die andere aus Angst. Immer wieder können wir gegenseitige Fremdheiten nicht überwinden.“

schaft? Mehrheiten waren und sind mir zuweilen unheimlich. Wer bestimmt und setzt Normen?

Die Roma in Europa zum Beispiel: Wie erbärmlich wird diese Minderheit seit Jahrzehnten, in Wirklichkeit seit Jahrhunderten, nicht in unsere Gesellschaft integriert. Ein anderes Thema: Die Saharais – einst ein Nomadenvolk der Westsahara. Seit Jahrzehnten leben sie in Flüchtlingslagern im Südwesten Algeriens. Tibeter oder Uiguren in China wurden ihrer Identität auf unglaubliche Weise beraubt. 1987 konnte ich das auf einer Reise durch Tibet sehen. Von der versteckten Not der Uiguren erfuhr ich erst später. Ein Teil der Tuareg hat sich in der Republik Niger, nicht mehr nomadisierend, in diesem Staat schlecht und recht eingerichtet. Unsere ‚zivilisierte‘ Welt trägt ein mächtiges Doppelseitiges Gesicht, ist endlos doppelzüngig. Politik und Wirtschaftsinteressen scheren sich wenig um Menschenrechte.

Meine letzte Reise nach Mali hat auf erschreckende Weise verdeutlicht, warum so viele Völker in totales Elend geraten. Diese instabilen Staaten können die verzweifelte Abwanderung ihrer Menschen nicht verhindern. Der ‚freie Welthandel‘ erzwingt sich mit seinen hochsubventionierten Waren den Zutritt auf afrikanischen Märkten. Das nimmt den Einheimischen ihre eigenen kleinen Überlebenschancen: Wir haben zu recht Angst vor den Fluchtwellen.“

Große Reise nach Mali

Für mich ganz besonders interessant waren Fragen nach dem Entstehen ihrer Projekte, vor allem von Projekten, die von einer umfangreichen Reisetätigkeit geprägt sind: „Zuweilen waren es Aufträge, die ich z. B. mit dem Schriftsteller Gerhard Roth für das *ZEIT-Magazin* erarbeitet habe. Für ihn wurde diese Arbeit ein Reiseführer durch die Abgründe der österreichischen Seele.

Manchmal entdeckt man etwas un- vermutet und versucht, auf der Spur zu bleiben. Dann beauftragt man sich

selbst, weil das Thema für einen wichtig wird. Meine Ausstellung TRANSIT im Jüdischen Museum der Stadt Wien ist dafür ein Beispiel. Von 1991 bis 1993 habe ich an diesem Thema gearbeitet, ohne Aussicht auf eine Veröffentlichung.

Meine umfassendste Arbeit, ‚Wolgawelten‘, zwischen 1995 und 2005 entstanden, ist ebenfalls ein Beispiel dafür, sich selbst den Auftrag zu erteilen, das Thema Russland unmittelbar zu ergründen und nicht nur über die russische Literatur, über die Theaterstücke, die ich am Burgtheater mit Achim Benning fotografisch erarbeiten durfte. Mit seiner ‚Sommergäste‘-Inszenierung wurde das Burgtheater 1982 nach Moskau eingeladen. Es wurde meine erste Russland-Begegnung.

Meine letzte große Reise nach Mali machte ich auf eine Einladung von Marie Roger Biloa, der Herausgeberin von *Africa International*. Wir sind seit 1980 befreundet.“

Der Stacheldraht

Schließlich standen wir im Hinterhof der „Schiffschul“, der trotz des strahlenden Tages einen trostlosen Eindruck vermittelte. Vor rund 20 Jahren entstanden hier und in der „Schul“ selbst die im Jüdischen Museum der Stadt Wien gezeigten Bilder. Welches Gefühl verbindet sie jetzt mit diesem Hinter-

hof? Diese Frage musste einfach gestellt werden, bevor wir wieder unsere Fahrräder bestiegen. Es folgte eine typische Christine-Antwort: „Ein sehr betroffenes Gefühl. Zum Teil ist dieser Hinterhof seit 1989 fast unverändert geblieben. Vernachlässigt wie damals. Nun ist an diesem Ort, der weiterhin von einem Brennesfeld überwuchert ist, ein Zaun mit Stacheldraht errichtet worden. Offensichtlich versucht man, sich gegen Eindringlinge zu wehren. Ich wünschte mir einen sorgsameren Umgang mit diesem Ort, vielleicht eine Begegnungsstätte im Grünen. Der Stacheldraht jetzt, was für ein schreckliches Symbol! Wieder ist eine Seite gegen die andere, die eine aus Aggression, die andere aus Angst. Immer wieder können wir gegenseitige Fremdheiten nicht überwinden.“ nu

Christine de Grancy wurde 1942 in Brünn (Tschechien) geboren. In Graz machte sie an der Kunstgewerbeschule eine Ausbildung in Keramik und Gebrauchsgrafik. Seit 1963 lebt sie in Wien und arbeitete in Werbeagenturen als Grafikerin und Art Direktorin. 1965 begann sie sich der Fotografie zu widmen. Ihre Reisen nach Griechenland, Japan, Portugal, Algerien, China, Tibet, Pakistan, der Türkei, Georgien, Russland, Niger und Mali gaben Anstöße für ihre fotografischen Arbeiten, die sie in Journalen, Bildbänden und Ausstellungen veröffentlichte. Das französische Journal *Photo* zählte sie 1993 zu den hundert besten Fotografinnen der Welt.





Jossi Edri hat vielfältige Beziehungen zu seinen palästinensischen Nachbarn.

Rendezvous mit dem „Land-Dieb“

Dass sich israelische Siedler in palästinensischem Gebiet niederlassen, ist in den Augen vieler Europäer das große Friedenshindernis im Nahen Osten. Jossi Edri steht an vorderster Front. Er ist verantwortlich für die Sicherheit von jüdischen Bildungseinrichtungen in den südliche Hebronbergen. Viel Zeit verwendet er darauf, Land für das jüdische Volk zu erwerben.

VON JOHANNES GERLOFF
(TEXT UND FOTOS), JERUSALEM

Mühsam quält sich der schwere Landrover über den steinigen Boden durch die staubig-heiße Einöde. Funkgeräte, Waffen, Munition, Rettungsgerät und medizinische Hilfsmittel verleihen dem dunkelgrünen Geländewagen ein überdurchschnittliches Gewicht. Zudem ist er durch schwere Metallplatten in den Türen geschützt. Die Scheiben sind kugelsicher.

Das jüdische Bergland ist ein feindseliges Gebiet. Beduinen trotzen mit ihren Herden der kargen Landschaft ein Existenzminimum ab. Der Bergrücken zwischen Mittelmeer und Totem Meer wird seit biblischen Zeiten immer wieder neu durchtränkt vom Blut derer, die Anspruch auf ihn erheben und ihn besiedeln wollen.

Bei genauerem Hinsehen hat dieses Land aber auch einen Reiz. Die Natur bietet eine einzigartige Artenvielfalt, wo

vier Klimazonen aufeinander treffen. Auch die Beziehungen der Menschen lassen sich nicht einfach auf „Israelis hier“ und „Palästinenser dort“ schematisieren. Unter der rauen Schale der Gesetzlosigkeit wirkt ein feines Geflecht unterschiedlicher Ordnungen. Jossi Edri selbst ist in Casablanca, an der Atlantikküste Afrikas, geboren, spricht fließend Arabisch und hat vielfältige Beziehungen zu seinen palästinensischen Nachbarn.

Abrupt stoppt der Landrover auf dem Gipfel eines Hügels. Von hier aus kann man weit ins Land hineinsehen. Doch Jossis Blick ist auf den Boden gerichtet, bis er eine verwitterte Halbkugel aus Messing, in einen Felsblock eingefügt, findet. Nach 1917 beherrschten die Briten Palästina. Sie beschäftigten eine ganze Brigade ihrer Armee mit Landvermessung, Kartografie und Archäologie,

Heute ist Jossi überzeugt, dass selbst Eigentum, das nachweislich Juden geraubt wurde, nicht einfach mit Gewalt zurückgenommen werden darf. Man muss es freikaufen, „auslösen“.

erforschten und katalogisierten die Fauna und Flora und brachten überall Vermessungspunkte an. Gebäude, Höhenangaben und antike Straßen wurden verzeichnet. Von den Einheimischen erfragten sie Namen von Bergen und Bachläufen, Nutzungsbräuche und Besitzrechte.

Mit Daumenabdruck unterschrieben

In osmanischer Zeit gehörte alles Land dem Sultan. Nutzungsrechte wurden in Besitzurkunden – „Kuschan“ genannt – verzeichnet. Natürlicher Wald, felsiges Gelände, Wüste und Meer waren per Definition „Land der Toten“, das keine Erträge einbringt und deshalb nicht besteuert wurde.

Die alten Aufzeichnungen sind nur bedingt zuverlässig. Kaum einer hat den britischen Besatzern die tatsächliche Nutzfläche zur Besteuerung angegeben. Das ist Jossi klar. Zudem wurden die Grenzen in osmanischer Zeit mit Hilfe natürlicher Anhaltspunkte beschrieben – Wasserscheiden, Brunnen und Quellen, Bachläufe, Ruinen oder Bäumen –, die sich im Laufe der Zeit verändert haben. Um Entfernungen zu berechnen, wurden Schritte gezählt. Widersprüchliche Angaben sind keine Seltenheit.

In seinem Büro legt der jüdische Landkäufer vergilbte Dokumente auf den Tisch: „Hier ist die Gemarkung Jatta vermerkt... Hier steht: ‚Ich habe mit meinem Daumenabdruck unterschrieben, gemäß islamischem Recht‘ – und hier wurde das in der Mandatszeit bestätigt.“

„Wenn wir heute die Eigentumsverhältnisse eines Grundstück überprüfen wollen“, erklärt Jossi Edri, „stellen wir zuerst anhand von Luftaufnahmen fest, ob das Land in den vergangenen Jahrzehnten landwirtschaftlich genutzt wurde. Gibt es einen Grundbucheintrag, ist alles klar. Kommt der Besitzer mit einer ‚Malia‘ – einer Ertragssteuererklärung aus osmanischer Zeit –, muss er das Land genau ausweisen, eine Landkarte herstellen, deren Richtigkeit die Nachbarn bestätigen müssen. Erst wenn der rechtliche Status eines Grundstücks einwandfrei festgestellt ist, kön-

nen wir eine Genehmigung beantragen, das Land zu erwerben.“

Edri blättert durch die alten Dokumente: „Hier hat der Rabbiner Suliman Mani Anfang des 20. Jahrhunderts ein Grundstück erworben... Da ist von Scheich Tamimi aus Hebron die Rede...“ Die Schriftstücke sind in osmanischer, arabischer und englischer Sprache verfasst, aber auch auf Hebräisch.

„Wir haben niemanden vertrieben“

„Es gibt einen Entscheid des Obersten Gerichtshofs in Israel, der es jedem Menschen erlaubt, an jedem Ort unter israelischer Herrschaft Land zu kaufen“, erklärt Edri, und meint: „Alles andere wäre Diskriminierung. Bei den Bemühungen, Land zu erwerben, stehen osmanisches, britisches, jordanisches und israelisches Recht auf unserer Seite. Die Auseinandersetzung darum, ob Juden im Westjordanland Land kaufen dürfen, ist rein politisch und hat mit Recht überhaupt nichts zu tun.“

Ohne lange nachzudenken, beantwortet er die Frage, ob es Landdiebstahl gibt: „Natürlich! Aber die israelische Rechtslage ist eindeutig: Wer nicht nachweislich auf eigenem Land sitzt, muss von dort entfernt werden.“ – „Übrigens stimmt das auch mit biblischem Recht überein“, erklärt der orthodoxe

Jude mit der gehäkelten Jarmulke auf dem Kopf: „Dass Israeliten das Land von Gott versprochen wurde, bedeutet nicht, dass sie es sich einfach nehmen können. Unser Vater Abraham musste die Höhle Machpela genauso zum vollen Marktpreis erwerben, wie Jakob sein Feld bei Sichem oder König David den Tempelberg in Jerusalem.“

Jossi weiß von Fällen, in denen Juden anderen Juden Land gestohlen haben. Auch im Landstreit zwischen Palästinensern und Israelis ist nicht immer alles rechtens gelaufen. 1929 war die mehr als dreitausend Jahre alte jüdische Gemeinde in Hebron durch ein Pogrom ausgelöscht worden. In den darauf folgenden Jahren hatten Araber die verlassenen jüdischen Häuser besetzt. Anfang der 1980er Jahre war Jossi daran beteiligt, den „Besitz der Väter“ ausfindig zu machen. Durch finanzielle Anreize, aber auch durch Aktionen, die in keiner Weise von Israels Regierung unterstützt wurden und die er im Rückblick selbst als „kriminell“ bezeichnet, „wurden die Bewohner überzeugt, die Häuser zu verlassen“. Heute ist Jossi überzeugt, dass selbst Eigentum, das nachweislich Juden geraubt wurde, nicht einfach mit Gewalt zurückgenommen werden darf. Man muss es freikaufen, „auslösen“.

Dem Vorwurf, Juden hätten den

Die alten Aufzeichnungen sind nur bedingt zuverlässig.





Eine verwitterte Halbkugel aus Messing, in einen Felsblock eingefügt

Palästinensern das Land geraubt, begegnet Edri mit Vehemenz: „Jeder Boden, auf dem wir siedeln, muss gekauft sein. Ja, Gott hat uns dieses Land verheißen. Ja, wir sind zurückgekehrt – aber dann haben wir allen Grund und Boden, auf dem wir heute leben, gekauft. Wir haben niemanden vertrieben!“

Ansprechpartner für Palästinenser

Das Gespräch bei der obligatorischen Tasse süßen Schwarztees wird ständig von Telefonanrufen unterbrochen, die nicht selten auf Arabisch geführt wer-

den. Für eine beträchtliche Anzahl von Palästinensern ist der Siedler-Sicherheitschef mit der orientalischen Mentalität und der unübersehbaren Sympathie für dieses raue Land und seine verfehdeten Leute ein Ansprechpartner. Seien es Familien- oder Stammesstreitigkeiten, Probleme mit der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) oder wirtschaftliche Notlagen, immer wieder sehen Palästinenser keinen anderen Ausweg, als sich an ihre unmittelbaren jüdischen Nachbarn zu wenden, die Siedler. „In der PA gibt es keine Rechts-

sicherheit“, weiß Edri und berichtet von einem Mann, den ein palästinensischer Sicherheitsdienst 70 Tage lang an den Händen aufgehängt hat. Bitter lacht Jossi: „Sie haben gut von uns gelernt. Sowas haben auch Juden gemacht. Das ist die furchtbare Realität.“

Er blättert durch Dokumente: „Das ist vertraulich. Wenn bekannt wird, dass wir davon wissen, wird der den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen, wenn er das überhaupt überlebt ... Da haben sie einem beide Hände gebrochen ... Da ist höchste Vorsicht geboten, sonst fängt der am Schluss eine Kugel ...“ Der Vorwurf, Land an Juden verkauft zu haben, wird in der palästinensischen Gesellschaft gelegentlich wohl auch erhoben, um Druck auszuüben – was der Beschuldigte nicht selten mit dem Leben bezahlt.

„Die wirtschaftliche Lage bei den Arabern ist teilweise so schlecht, dass sie nichts zu essen haben“, erzählt Jossi: „Deshalb bieten die Leute mir ihr Land zum Kauf an.“ Er weiß: „Viele Palästinenser wollen hier weg. Sie brauchen nur Geld, um gehen zu können. Die Leute sehen, dass die PA eine Diktatur ist. In Israel und Europa sehen sie Demokratie – und genau das wollen sie auch.“

Während der jüdische Landkäufer weiter erzählt, wie er seine Kunden findet, habe ich die direkten Auswirkungen der Bewegung für „Boycott, Divestment, Sanktionen“ (BDS) vor Augen. Durch wirtschaftlichen Druck wollen westliche Nichtregierungsorganisationen und Kirchen den jüdischen Staat zwingen, sich ihren politischen Vorstellungen zu beugen. Das Resultat: Die Siedler verlegen ihre Wirtschaftsbetriebe wenige Kilometer weiter nach Westen, ins israelische Kernland. Ihre palästinensischen Arbeiter entlassen sie. Die dadurch entstandene Notlage zwingt die Araber, ihr Land an israelische Siedler zu verkaufen, weil sie sonst keine Möglichkeit sehen, ihre täglichen Bedürfnisse zu decken. Westliche Anstrengungen, Israels Siedlungspolitik zu unterlaufen, setzen Palästinenser unter Druck, ihr Land an Israelis zu verkaufen. nu

Der Vorwurf, Land an Juden verkauft zu haben, wird in der palästinensischen Gesellschaft gelegentlich wohl auch erhoben, um Druck auszuüben – was der Beschuldigte nicht selten mit dem Leben bezahlt.

Der Iran und die amerikanischen Juden

VON PETER FREY, ÜBERSETZUNG: DANIELLE SPERA

Nach jahrelangen Verhandlungen erreichten der Iran und der Westen in Wien eine Einigung über das iranische Atomprogramm. Ziel ist, den Iran daran zu hindern, Atomwaffen zu entwickeln und im Gegenzug die internationalen Wirtschaftssanktionen aufzuheben.

Die Vorteile eines Iran ohne Atomwaffen sind ganz offensichtlich. Die internationale Reaktion fiel durchwegs positiv aus. Man atmete auf, da die iranische nukleare Bedrohung für einen langen Zeitraum beseitigt zu sein scheint. Die wichtigste Ausnahme stellt Israel dar, denn die israelische Regierung bekämpft das Abkommen. Premier Netanjahu macht kein Hehl aus seiner Ablehnung jeglicher Vereinbarung mit dem Iran, die nicht ein absolutes Verbot der Kernforschung beinhaltet.

Während alle Beteiligten den Vertrag unterzeichnen konnten, verlangt in den USA das System der „checks and balances“, eine Debatte und eine Abstimmung im US-Kongress. So begann unmittelbar das öffentliche Lobbying für bzw. gegen die Vereinbarung mit dem Iran. Der israelische Premier Netanjahu entpuppte sich in dieser Angelegenheit als De-facto-Sprecher für die Republikanische Partei.

Inmitten dieser aufgeheizten Stimmung steht die amerikanische Judenschaft. Traditionell stimmen 70 Prozent der amerikanischen Juden bei Präsidentschaftswahlen für die Demokratische Partei. Eine deutliche Mehrheit der US-Juden spricht sich für die Iran-Vereinbarung aus. Dennoch setzen sich viele große

jüdische Organisationen dafür ein, eine Zustimmung im US-Kongress für die Vereinbarung mit dem Iran zu verhindern – ganz im Gegensatz zu den progressiven jüdischen Bewegungen wie „J-Street“, die hinter der Vereinbarung stehen.

Seit der Gründung des Staates Israel sind die Vereinigten Staaten der wichtigste und verlässlichste Verbündete Israels. Wer auch immer in Washington an der Macht war, Israel konnte sich des vollen Beistands und der Solidarität der USA sicher sein. Dies war ein Eckpfeiler der Außenpolitik Israels und gestattete den amerikanischen Juden, nie zwischen ihrer Loyalität gegenüber der eigenen Regierung und ihrer starken emotionalen Bindung zu Israel zu schwanken.

Die derzeitige israelische Regierung hat sich der Republikanischen Partei verschworen, so klar und unverhohlen, dass die parteiübergreifende Unterstützung in ernster Gefahr ist. Die Kluft geht mitten durch die jüdische Gemeinschaft. Sie zu zwingen, zwischen dem US-Präsidenten auf der einen Seite und dem israelischen Premier auf der anderen Seite zu wählen, ist eine äußerst riskoreiche Strategie für uns alle, die um die Sicherheit Israels besorgt sind.

Es wird Jahre dauern, bis sich zeigt, ob die Vereinbarung mit dem Iran tatsächlich tragfähig ist, doch der politische Schaden, den die derzeitige israelische Regierung in den USA anrichtet, sollte nicht unterschätzt werden. Das gleiche gilt für die Kluft innerhalb der amerikanischen jüdischen Gemeinde. *nu*

Vertrag mit dem Iran – ein schlechter Deal

VON SIMONE DINAH HARTMANN

Der in Wien ausverhandelte Deal mit dem iranischen Regime hat nicht die Beendigung des Atomprogramms zur Folge, sondern institutionalisiert seine Infrastruktur und verschafft ihm internationale Legitimation. Am Ende der maßgeblichen Fristen wird die Breakout-Zeit zur Bombe nicht wie jetzt einige Monate, sondern ein paar Tage sein – selbst, wenn das Regime alle seine Verpflichtungen ausnahmslos einhalten sollte. Im besten Fall werden also Teile des iranischen Nuklearprogramms für eine zeitlich begrenzte Dauer reglementiert.

Sollte das iranische Regime allerdings das Abkommen unterlaufen, wovon angesichts von dessen Verhalten in den letzten Jahrzehnten ausgegangen werden muss, wäre nicht einmal dies gegeben. Zwar sind umfassende Kontrollen der iranischen Atomanlagen vorgesehen, gerade aber bei jenen Einrichtungen, zu denen der Iran schon seit Jahren jeden Zugang verweigert, bekommt das iranische Regime durch ein kompliziertes Prozedere mindestens 24 Tage Zeit, in dem es entscheidende Spuren seiner nuklearen Aktivitäten verwischen kann.

Das Wiener Abkommen erlegt dem iranischen Raketenprogramm nicht nur keinerlei Beschränkungen auf, sondern das Embargo bezüglich der ballistischen Raketenrüstung soll nach

acht Jahren fallen, jenes für konventionelle Rüstungsgüter bereits nach fünf.

Schwerwiegend sind auch die Folgen, die dieser Deal für die Legitimation und Expansion des iranischen Regimes haben wird: Milliarden werden nach Aufhebung der Sanktionen an den Iran fließen; die sowieso nur partielle Isolation des Regimes wäre gänzlich aufgehoben.

Mit dieser neugewonnenen politischen Stärke und dem dramatischen Anstieg an Einnahmen wird das Regime das Morden im Nahen Osten weiter anheizen und seinen Einflussbereich ausbauen. Weder ist damit zu rechnen, dass die Teheraner Machthaber ihre Unterstützung für die antisemitischen Terrororganisationen Hamas und Hisbollah einstellen werden, noch, dass der Iran seine Revolutionsgarden aus Syrien und dem Irak abzieht. An den Absichten des Regimes hat sich nichts geändert: Der oberste Führer Ali Khamenei leugnet seit Jahren den Holocaust und droht Israel mit Vernichtung. Elementare Menschenrechte werden mit Füßen getreten. Iranische Menschenrechtsaktivisten haben im August vor der Umsetzung des Abkommens gewarnt: „Erst wenn das Regime seine eigene Bevölkerung nicht mehr fürchtet, wird die Welt nicht länger einen Grund haben, das iranische Regime zu fürchten.“ *nu*

Bildungsstadt Wien: Wissen schafft Chancen

Ob Kindergärten, Schulen oder Büchereien: Wien setzt auf stetige Weiterentwicklungen des gesamten Bildungssystems. Investiert wird in optimale räumliche Bedingungen sowie in neue, innovative Ideen. Denn Bildung ist der Schlüssel zu einer guten Zukunft für die gesamte Gesellschaft.

Förderung von Beginn an

Wenn Kinder gefördert werden, haben sie die besten Chancen. Deshalb beginnt Bildung in Wien schon im Kindergarten – mit hoch qualifizierten KindergartenpädagogInnen sowie speziellen Förderangeboten.

Mehr Platz für SchülerInnen

Mit dem Wachsen der EinwohnerInnenzahl Wiens steigt auch die Anzahl der SchülerInnen in Wien weiter. Neue Wohnbauten und die Nachfrage nach Campus-Standorten und ganztägiger Betreuung erfordern den Bau von Bildungseinrichtungen. Bis zum Jahr 2023 sollen insgesamt elf neue Volksschulen und drei Neue Mittelschulen errichtet und dadurch zusätzliche Klassen geschaffen werden. Die Standorte werden großteils im neuen „Campus Plus“-Konzept realisiert.

Bereits im Schuljahr 2015/2016 wird der fünfte Bildungscampus „asperm Die Seestadt Wiens“ die Tore für insgesamt 800 Kinder und Jugendliche öffnen.

Erfolgsprojekt geht weiter

Gratis-Nachhilfe: Die neuen Lernhilfekurse an Pflichtschulen unterstützen seit Herbst 2014 SchülerInnen, die Hilfe beim Lernen brauchen. Mit Februar 2015 wurde sie auf Neue Mittelschulen und Allgemeinbildende höhere Schulen (AHS) ausgeweitet. Die Wiener Volkshochschulen organisierten hier rund 1.000 Kurse an 130 Schulstandorten in ganz Wien. Die Zufriedenheit der SchülerInnen ist groß. Aber auch Eltern dürfen sich freuen: Im Durchschnitt hilft ihnen die Wiener Nachhilfeoffensive, jährlich mehr als 600 Euro zu sparen.

Lesen rund um die Uhr

Romane, Sachbücher aus allen Wissensgebieten, Kinderliteratur auch schon für die Kleinsten und E-Books – die Angebote der Büchereien Wien erfreuen sich großer Beliebtheit. Über 1,5 Millionen Medien stehen zur Verfügung – gedruckt und digital, offline und online, Audio, Video und Multimedia. Top: Mit der Büchereien-App lässt sich Lesestoff immer und überall auch von unterwegs suchen.

Mehr Infos & Kontakte

MA 10 – Wiener Kindergärten
Telefon 01/4000-90309
www.kindergaerten.wien.at

MA 56 – Wiener Schulen
Telefon 01/599 16-95013
www.schulen.wien.at

VHS – Die Wiener Volkshochschulen
VHS-Bildungstelefon 01/893 00 83
www.vhs.at/gratislernhilfe

Büchereien Wien
Telefon 01/4000-84500
www.buechereien.wien.at
www.virtuellebuecherei.wien.at
www.kirango.at



Zum 20-Jahr-Jubiläum gibt es jetzt die neue wien.at-live-App. In der Stadtplan-Funktion sind alle Bildungsangebote der Stadt von Kinderbetreuung bis zur Universität eingezeichnet. Gleich herunterladen unter www.wien.at/live/app



Fotos: Bohmann/Katrin Brüder

Daniel ist vier Jahre alt und fühlt sich wohl im Kindergarten. Er besucht eine der sechs Gruppen am Bildungscampus Sonnendviertel.

Doch das ist nur ein Kindergarten von vielen: An über 350 Standorten stehen rund 27.500 Plätze in elementaren Bildungs- und Betreuungseinrichtungen für Kinder bis zu sechs Jahren zur Verfügung – beitragsfrei.

Die Servicestellen der MA 10 und die Kinderdrehscheibe bieten bei der Suche nach einem geeigneten Platz ihre Unterstützung an. Ziel ist, allen Kindern die besten Startchancen in ihr weiteres Bildungsleben zu ermöglichen.

Wichtig: Die Anmeldung für das Kindergartenjahr 2016/17 startet bereits im November 2015.

Wien.
Die Stadt
fürs Leben.

StadT  Wien



Fotoalbum der Familie Todesco

© JMW

Die Juden der Ringstraße

Vor 150 Jahren wurde die Wiener Ringstraße feierlich eröffnet. Das jüdische Wien hat einen weiteren Grund zu feiern: 150 Jahre jüdischen Grundbesitz. Für die Juden der Armenviertel bedeutete die Öffnung der Innere Stadtsgrenzen allerdings kein Ende ihres Elends.

VON DAVID BOROCHOV

Kaiser Franz Joseph benötigte für den Bau seines Stadterweiterungsprojekts finanzielle Unterstützung. Und zwar nicht gerade wenig. Da der ohnehin bankrotte Hochadel bereits seine Palais in der Innenstadt besaß, sah er keinen Grund, auf der „ewigen Baustelle“, wie die Straße genannt wurde, für viel Geld weitere zu errichten. Somit lag es auf der Hand, diejenigen bauen zu lassen, die bisher noch keinen Zugang zu Grundbesitz gehabt hatten: die wohlhabenden Juden. Sie nahmen dieses Angebot sogar so gerne an, dass die öffentliche Hand sich um keinen Groschen verschulden musste. Bankiers und Geschäftsleute wie Todesco, Ephrussi, Schey, Epstein und einige mehr, die bis dato in Mietwohnungen gelebt hatten, bauten ihre Repräsentationsräume just neben die neuen Kultur-

und Politzentren des Landes. Ritter von Epstein ließ es sich mit der teuersten aller Parzellen, neben dem Parlament, besonders viel kosten.

Wettbauen an der Ringstraße

Die Barone und Grafen scheuten weder Mühe noch Kosten, was dazu führte, dass dieselben Stararchitekten staatliche und private Bauten gestalteten. So ist es wenig überraschend, dass Theophil von Hansen, der unter anderem das Parlament sowie den (durch jüdische Geldgeber finanzierten) Musikverein plante, auch für die Palais Todesco und Epstein zuständig war. Er und viele weitere Künstler an seiner Seite, unter anderem Carl Rahl und Gustav Gaul, schufen die prachtvollsten Innenräume ihrer Zeit.



Das Palais Lieben bildet mit dem Palais Ephrussi eine architektonische Einheit

© CARL HAACK / WIEN MUSEUM

Dort kamen Politiker, Schriftsteller, Musiker und Geschäftsleute als Gäste der meist vielseitig interessierten, weltgewandten Bankiersgattinnen zusammen. Nur die alte Hocharistokratie hielt sich zurück. Jüdische Freiherrn und Barone waren nämlich nicht „hoffähig“, wurden also vom alten Adel als unwürdig befunden. Der erste hoffähige Jude war Freiherr von Rothschild – 70 Jahre nach seiner Erhebung in den Adelsstand. Diese Neuigkeit prangte sogar auf der Titelseite der Londoner Times und zog, zusammen mit dem Repräsentationskult, viel Aufmerksamkeit auf das jüdische Großbürgertum. Das führte letztendlich zu einer erneuten Verstärkung des Antisemitismus in der Wiener Bevölkerung, was an manchen zeitgenössischen Karikaturen deutlich ablesbar ist. So wurde die Ringstraße in einigen Medien beispielsweise „Zionstraße“ genannt.

Aufenthaltserlaubnis für jüdische Financiers

Das Klischee des „reichen Juden“ hat aber eine längere Geschichte. Bis zum sogenannten Toleranzedikt Kaiser Leopolds II., das er aufgrund eines Mangels an Arbeitskräften erließ, waren Juden in Städten unerwünscht. Sie durften in Wien nicht wohnhaft sein und sich nur

gegen Entrichtung einer Leibmaut für eine begrenzte Zeit innerhalb der Stadtgrenzen aufhalten. Diese Steuer war deshalb besonders diskriminierend, weil sie ansonsten nur für Gegenstände bezahlt werden musste. Seit Samuel Oppenheimer konnte man dieses Verbot allerdings umgehen. Der Geschäftsmann finanzierte nämlich den Kampf gegen die Türkenbelagerung, was ihm Respekt in der städtischen Gesellschaft einbrachte. Hatte man also genug Geld und stellte man dem Staat gewisse Beträge zur Verfügung, war man ein freier Mensch.

Wiens Juden waren um 1700 fast ausschließlich wohlhabend, weil eben nur die finanzkräftigen in der Stadt leben durften. Dieser Umstand hatte zur Folge, dass sich das ohnehin vorhandene, traditionelle Misstrauen gegenüber dem Judentum verstärkte. Das altbekannte Klischee setzte sich in den Köpfen noch stärker fest und traf später dann auch die ärmeren Juden. Das Unbehagen führte schließlich dazu, dass die aus dem Osten nach Wien drängenden, bettelarmen Juden sich lieber dort ansiedelten, wo damals alle Gruppen lebten, die nirgends so richtig hineinpassten: in der Wiener Leopoldstadt. Die „Mazzeinsel“, wie der Bezirk im jüdischen Volksmund auch genannt wird, beheimatete Aussteiger sowie Teile der Unterwelt.

Angst vor dem Proletariat

Die seit 1848 durch die bürgerliche Revolution gesplante Gesellschaft erholte sich niemals gänzlich von diesem Ereignis, und ebenso wenig schrumpfte die Angst der Oberschicht vor den Fackeln des neu entstandenen Proletariats. Diese Angst wird nirgends so gut ersichtlich wie im Palais Epstein: Um eine Stürmung des Palais zu verhindern, ließ der Baron einen Mechanismus einbauen, der es erlaubte, durch das Drehen einer einzigen Kurbel die Fenster und Türen des gesamten Anwesens mit dicken Stahlbetonplatten zu verschließen. Einsatz fand diese Vorrichtung allerdings nie.

Nach dem „Anschluss“ Österreichs an das „Dritte Reich“ wurden die jüdischen Palais-Besitzer enteignet, deportiert und ermordet. Die wenigen, die fliehen konnten, mussten lange und zum Teil vergeblich um ihr früheres Eigentum kämpfen. Die Restitution nach dem Weltkrieg gelang kaum bis gar nicht, manche Prozesse wurden gar erst in den letzten Jahren geführt. Die Paläste stehen zwar noch in ihrer ganzen Pracht an Wiens wichtigstem Boulevard, können heute jedoch nur mehr einen marginalen Einblick in das blühende jüdische Wien des Fin de Siècle bieten.

nu



Let us tell you about Vienna
Sightseeing
Stadtrundfahrten
Ваш русский гид в Австрии

Abfahrt / departure:
Albertinaplatz 2
www.redbuscitytours.at

Wir wünschen Ihnen
ein frohes neues Jahr!

Ambulatorium Helia Betriebs-GmbH

Dr. Hava Bugajer

wünscht allen
PatientInnen und FreundInnen
alles Gute für das Neue Jahr

שנה טובה



Gertner Immobilien GmbH

PALAIS SCHÖNBURG
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS
<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern
und Freunden des Hauses
ein schönes Neues Jahr

Elisabeth und Felix Dvorak

wünschen allen Freunden
ein glückliches, gesundes und
friedliches Neues Jahr

RA Dr. Thomas Fried

§ kein Partner
1010 Wien, Gonzagagasse 11
Tel. 01/ 533 04 33
wünscht allen Freunden,
Bekanntnen und Klienten
ein glückliches Neues Jahr

Die NU-Redaktion wünscht
allen Leserinnen und Lesern
ein gesundes, friedliches
und glückliches Neues Jahr!

שנה טובה

Wir wünschen allen
Verwandten und Freunden ein
glückliches, gesundes und
erfolgreiches Neues Jahr

Danielle und Martin Engelberg
Sammy, Rachel, Debbie

שנה טובה

**Oberrabbiner
Chaim und Annette
Eisenberg**

wünschen allen
Verwandten und Freunden
ein glückliches Neues Jahr

Familie Lewkowicz

wünscht allen Verwandten und
Freunden ein
glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Ruben Korab

wünscht der Gemeinde

שנה טובה

Ihr Immobilienprofi in Tel Aviv und Herzeliyr.
Kauf, Verkauf und Mieten.
www.fusiontlv.com/de

ROMIT CONSULTING GmbH

Graben 19, 1010 Wien

wünscht allen Freunden
und Verwandten

שנה טובה

Roby, Vinnie, Nadja,
Alma und Leon
HERSCOVICI

כתיבה וחתימה טובה

Familie Ludwig Lanczmann
Firma E.T.C.

wünscht allen Freunden,
Verwandten und Bekannten ein
glückliches Neues Jahr

Dr. Gabriel Lansky und Familie

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Schana Tova
wünschen

Marika und Paul Lichter

Agentur GlanzLichter
Trattnerhof 2, 1010 Wien

Sonja und Ivan Roth

wünschen allen
Freunden und Verwandten
ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Dr. Martin Scharf und Familie

Facharzt für Gastrologie
1060 Wien, Rahlgasse 1
wünschen allen Freunden und
Verwandten ein frohes Neues Jahr

שנה טובה



כתיבה וחתימה טובה

Zu den Feiertagen die besten Wünsche allen Verwandten und Freunden im In- und Ausland

Pierre Lopper und Familie

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien
Tel. 01/ 367 93 00
E-Mail: plopper@chello.at



בס"ד

„Die Armen seines Hauses kommen vor den Armen seiner Stadt und die Armen seiner Stadt kommen vor den Armen einer anderen Stadt“
Deut., 15:11

Die Vorstandsmitglieder Renate Erbst, Marika Haraszti, Rosina Kohn, Mag. Hanna Morgenstern, Elisabeth Wessely, Mag. Daniela Haraszti sowie Lena Roth

wünschen ein glückliches Neues Jahr 5776

שנה טובה ומבורכת

und bedanken sich bei allen Mitgliedern, Spendern und Sponsoren für die bisher geleistete Unterstützung im Namen der von uns betreuten Personen.

Bitte helfen Sie uns alle Menschen zu unterstützen, welche sich nicht einmal zu den kommenden hohen Feiertagen genügend Grundnahrungsmittel kaufen können!

A-1010 Wien, Seilerstettengasse 4 Telefon: 0677 123 99 333 ZVR Zahl: 173443683 E-Mail: ohel-rachel@chello.at info@ohel-rachel.at Home: www.ohel-rachel.at

Jewish Welcome Service

wünscht allen Freunden und Bekannten ein gutes Neues Jahr
www.jewish-welcome.at

שנה טובה

כתיבה וחתימה טובה



Familie Teichner entbietet allen Freunden und Kunden zum Jahreswechsel die besten Glückwünsche

Univ.-Prof.
Dr. Gerald E. Wozasek
0664/ 3582664

wünscht allen Patienten und Freunden ein glückliches Neues Jahr

Die Familien

Dr. Walter und Prof. Dr. Mostbeck

wünschen allen Freunden und Verwandten ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel
Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

www.tuschel.at

Karlheinz HORA

Bezirksvorsteher des 2. Bezirks

1020 Wien, Karmelitergasse 9
post@bv02.wien.gv.at
Telefon: +43 1 4000-02111

wünscht alles Gute zu den bevorstehenden Feiertagen

Sprechstunden:

- nach telefonischer Vereinbarung am 3. Donnerstag im Monat, ab 15 Uhr in 1020 Wien, Karmelitergasse 9 und
- jed. 1. Mittwoch im Monat, 17-18 Uhr in 1020 Wien, Praterstern 1



ARCHITEKT
WEINMANN
& PARTNER

ZIVILTECHNIKERGESELLSCHAFT M B H
Im Werd 6/31, A-1020 Wien - +43 1 212 72 96 (Fax DW19)
e-mail: office@weinmann.at - web: www.weinmann.at

wünschen allen Freunden und Kunden
schöne Feiertage

Prof. (FH) Mag. Julius Dem, MBA

Allg. beeideter und gerichtlich zertifizierter Dolmetscher für Hebräisch

wünscht allen Verwandten, Freunden und Kunden ein glückliches Neues Jahr

שנה טובה

Dr. Timothy Smolka und Dr. Franziska Smolka

und



Wiener Jüdischer Chor

wünschen allen Freunden und Bekannten schöne Feiertage und Schana Tova ve metuka

Travel-Culture-People
Judith Weinmann-Stern
Reiseleitung

Simone ♥ Dennis,
Nadine und Dominic

wünschen ein -gesundes und friedliches Neues Jahr.

Shana Tova 5776!

<http://judithstern.wordpress.com>

Wien Tel Aviv

Um diesen Knaben bat ich

Daniel Zinner ist einer der weltbesten Bibelkenner. Bei einem international besetzten Wettbewerb in Jerusalem hat er den bemerkenswerten 12. Platz belegt. Jetzt will er sich noch weiter verbessern und trainiert bereits für den nächsten Contest zu Chanukka 2016. Peter Menasse (Text) und Milagros Martínez-Flener (Fotos) haben ihn besucht.

Da saß er mit einem Male auf dem Podium und war nahezu sprachlos. Mit ihm fünfzehn andere Kandidaten, vor ihm ein Publikum von 3000 Menschen, darunter Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, hochrangige Jurymitglieder, Fernsehkameras, Mikrofone. Und mittendrin auch seine Familie. „Ich habe zum Allmächtigen gebetet, dass ich die Fragen, die man mir stellen wird, beantworten kann. Ich soll mich nicht vor mir und vor meiner Familie schämen müssen.“

Dabei hatte alles durchaus gemütlich begonnen. Daniel Zinner erfuhr bei einem Besuch bei „Misrachi-Wien“ im Herbst 2014, dass in Israel während Chanukka ein Bibel-Wettbewerb stattfinden würde, an dem sich erwachsene Juden aus aller Welt beteiligen könnten. Zinner geht gerne zum Beten zu dieser zionistisch-orthodoxen



Daniel Zinner erhielt für seine Leistungen zwei Zertifikate.

Da saß er mit einem Male auf dem Podium und war nahezu sprachlos. Mit ihm fünfzehn andere Kandidaten, vor ihm ein Publikum von 3000 Menschen, darunter Ministerpräsident Benjamin Netanjahu, hochrangige Jurymitglieder, Fernsehkameras, Mikrofone.

Vereinigung, weil sein Schwiegersohn dort den Posten des Vizepräsidenten bekleidet und weil Raw Pardess vorträgt, dem er großen Respekt und Zuneigung entgegenbringt.

Großmeister im Thora-Wissen

Daniel Zinner ist prädestiniert dafür, sich im Bibelwissen mit den Besten zu messen. Er ist gebürtiger Israeli, hat in seiner Heimat studiert und den Beruf eines Lehrers für Hebräisch und jüdische Philosophie ergriffen. Dann ereilte ihn, der dank seiner in Deutschland geborenen Eltern ein gutes Deutsch spricht, ein Ruf aus Wien: Die Zwi Perez Chajes Schule bestellte ihn zum Direktor. Später und bis zu seiner Pensionierung war er Lehrer am Lycée Français de Vienne, der Wiener französischen Schule, die traditionell von vielen jüdischen Schülerinnen und Schülern besucht wird.

Zurückkehr von seinem Besuch bei Misrachi, setzte sich Daniel Zinner an seinen Laptop und begann zu recherchieren. Der im Jahr 2012 gestartete Bibel-Wettbewerb findet alle zwei Jahre in Jerusalem statt. Veranstaltet wird er vom israelischen Bildungsministerium, der Zionistischen Weltorganisation und der Jewish Agency. Und er hat einen durchaus politischen Hintergrund. Auf der Website der Organisatoren lässt sich das ablesen: „Die Bibel ... ist das Fundament für unsere Existenz als Volk und verankert unser Recht auf das Land Israel.“ Und weiter: „Wir haben festgestellt, dass die Förderung des Interesses an der Bibel, des Lernens aus ihr und der Besinnung auf sie ... als gesegnetes Instrument zur Anerkennung der Bibel als kultureller Grundlage des Volkes Israel dient ...“ Agnostische Juden mögen da meinen, dass es viel mehr gibt, was Israel ausmacht, Daniel Zinner aber brauchte man nicht zu überzeugen. Er ist bibelfest und war auch bereit, sich intensiv auf den Wettbewerb vorzubereiten.

Der erste Schritt zum Weltmeister für Bibel-Wissen führt über einen Mul-



Seinem Besucher bietet Zinner Unterricht an – „unentgeltlich selbstverständlich“.

tipl-Choice-Test. Zinner loggte sich ein und hatte 50 Fragen innerhalb von 50 Minuten zu beantworten. Für ihn war das ein Klacks: „Von dieser Zeit habe ich nur vierzehn Minuten gebraucht. Dann habe ich kontrolliert, was ich geschrieben habe. Schließlich hatte ich 44 richtige Antworten.“

In insgesamt 26 Staaten der Welt taten es ihm viele bibelfeste Juden gleich. Am Ende hatten sich 29 von ihnen aus zwanzig verschiedenen Ländern für die nächste Phase qualifiziert. Hierzulande zwar weithin unbeachtet, hatten wir also ein heißes Eisen im Feuer um den Großmeister im Thora-Wissen.

Eintrittskarte für die Bühne

Es sollte noch besser kommen. Die Teilnehmer wurden eingeladen, eine Woche im Dezember 2014 in Jerusalem zu verbringen und dort weitere Tests zu absolvieren. Davor erhielten sie eine Broschüre mit Texten aus 550 Kapiteln der Bibel, die es zu lernen galt. Vor Ort gab es schließlich die nächste, besonders schwierige, schriftliche Prüfung, mit deren Hilfe die schon sehr belebte Spreu vom wirklich meisterlichen Weizen getrennt wurde. Wieder waren

50 Punkte zu erzielen, von denen Zinner 27 erreichte. Das war weniger, als er sich erhofft hatte, aber doch seine Eintrittskarte für die Bühne, auf der ihm plötzlich die ganze Tragweite seiner Entscheidung zur Teilnahme erst so richtig klar wurde. Seine Gedanken hören sich so an: „Nicht blamieren. Es war sehr, sehr spannend. Es war sehr spannend und dem Allmächtigen sei Dank, die Frage war solch eine Frage, die ich wirklich beantworten konnte. Ich habe eine Minute vorher einen Zettel bekommen, sodass ich mich irgendwie orientieren und konzentrieren konnte. Und dann wurde die Frage, auf Hebräisch selbstverständlich, vom Moderator gestellt. Sie bestand aus zwei Teilen und ich konnte sie beide richtig beantworten. So bekam ich auch die meisten Punkte dafür, zwölf in diesem Fall. Aber das hat mir nicht gereicht, um zusammen mit den 27 Punkten, die ich vorher erreicht habe, noch unter die letzten acht zu kommen.“

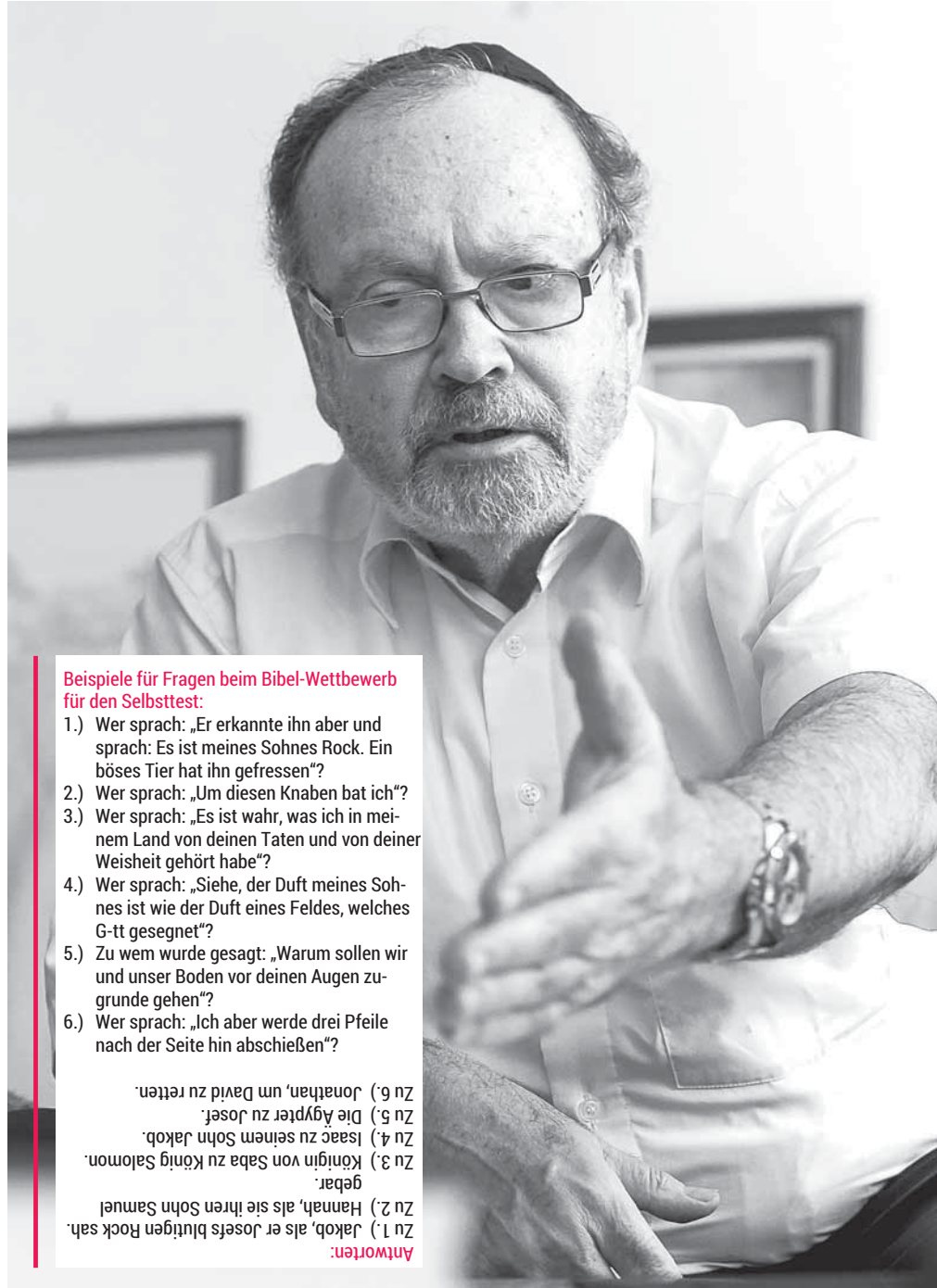
So wurde Daniel Zinner schließlich zwölftester Bibel-Kenner der Welt und erhielt für seine Leistungen zwei Zertifikate. Auch wenn er sie uns stolz in die Kamera hält, muss er sich doch ein wenig ärgern: „Dieses Dokument wurde

vom Büro für Bildung des Staates Israel ausgestellt – und sie haben zwei grobe Fehler im Hebräischen gemacht. So was müsste doch kontrolliert werden, bevor es an die Öffentlichkeit kommt.“ Ja, im Hebräischen und im Bibel-Wissen macht Herr Zinner nicht so schnell jemand etwas vor. Bis auf den Sieger des Wettbewerbs: „Gewonnen hat ein israelischer Lehrer. Ganz zum Schluss musste er zehn Fragen innerhalb von 60 Sekunden beantworten. Er hat die Antworten richtig herausgeknallt und neun richtige erreicht. Mit ihm kann ich nicht in einem Zimmer sein. Er ist zu groß für mich. Ich bin zu klein für ihn.“

Jetzt aber will er mehr, erzählt Daniel Zinner in seinem gemütlichen Wohnzimmer mit den vielen schönen Büchern mit hebräischen Schriftzeichen, die allesamt auf den Sprachkundigen so wirken, als wären sie heilige Schriften. Eine gemeinsame Woche in Jerusalem hat die Finalisten des Wettbewerbs zusammengeschweißt. Sie kommunizieren über das Internet-Tool WhatsApp und lernen gemeinsam für den zu Chanukka 2016 stattfindenden Bibel-Quiz. „Und wer bereitet uns vor? Dieser, der an erster Stelle war. Wir wissen genau, was zu lernen ist, aber er hat uns beigebracht, wie man es lernt.“ So büffelt Herr Zinner jetzt die Lektionen, die da sind 550 Kapitel der Bibel, und sagt dazu, dass es schon „eine Liebe sein muss, eine sehr große Liebe“, die einen antreibt, über Jahre so intensiv zu lernen.

„Wenn ein Dummer schweigt ...“

Meister Zinner ist die Beschäftigung mit der Bibel, nach der Zeit im Beruf, jetzt also zu einer echten Berufung geworden. So hat er in diesem Jahr ein Buch über die Interpretation der Bibel-Sprache unter dem Titel *Hamudot Daniel – Reviewing the Torah Language* herausgebracht, das man bei ihm beziehen kann (daniel.zinner1@gmail.com). Und seinem Besucher, der ihm gesteht, gar keine Ahnung von der Heiligen Schrift



Beispiele für Fragen beim Bibel-Wettbewerb für den Selbsttest:

- 1.) Wer sprach: „Er erkannte ihn aber und sprach: Es ist meines Sohnes Rock. Ein böses Tier hat ihn gefressen“?
- 2.) Wer sprach: „Um diesen Knaben bat ich“?
- 3.) Wer sprach: „Es ist wahr, was ich in meinem Land von deinen Taten und von deiner Weisheit gehört habe“?
- 4.) Wer sprach: „Siehe, der Duft meines Sohnes ist wie der Duft eines Feldes, welches G-tt gesegnet“?
- 5.) Zu wem wurde gesagt: „Warum sollen wir und unser Boden vor deinen Augen zugrunde gehen“?
- 6.) Wer sprach: „Ich aber werde drei Pfeile nach der Seite hin abschießen“?

Antworten:
 Zu 1.) Jakob, als er Josefs blutigen Rock sah.
 Zu 2.) Hannah, als sie ihren Sohn Samuel
 gebär.
 Zu 3.) Königin von Saba zu König Salomon.
 Zu 4.) Isaac zu seinem Sohn Jakob.
 Zu 5.) Die Ägypter zu Josef.
 Zu 6.) Jonathan, um David zu retten.

zu haben, bietet er sogleich an, ihn zu unterrichten, „unentgeltlich selbstverständlich“.

Auf die Frage nach seiner Lieblingsstelle in der Bibel weicht er aus. Mag sein, dass das ein unzulässiges Begehren an einen ist, der alles an den Heiligen Büchern liebt. Aber zu einem Bibelspruch lässt er sich schon überreden: „Wenn ein Dummer schweigt, könnte man meinen, dass er klug ist.“ Dabei

jedoch belässt es einer nicht, der sich sein Leben lang mit talmudischer Weisheit befasst hat. Spitzbübisch lächelnd ergänzt er: „Aber wenn er schweigt, das ist jetzt meine Zugabe, meine Interpretation, wenn er schweigt, dann ist er schon nicht so dumm.“

Daniel Zinner spricht klug, und so wird er erneut vor tausenden Menschen auf dem Podium sitzen. Viel Glück also – und „Nächstes Jahr in Jerusalem“. nu

Eine gemeinsame Woche in Jerusalem hat die Finalisten des Wettbewerbs zusammengeschweißt. Sie kommunizieren über das Internet-Tool WhatsApp und lernen gemeinsam für den zu Chanukka 2016 stattfindenden Bibel-Quiz.

Gesucht: Ein neuer „Oberjud“ für Wien

Die Wiener Kultusgemeinde sucht per Ausschreibung nach einem neuen Oberrabbiner, aber ein Favorit zeichnet sich bereits ab: Schlomo Hofmeister.

VON BARBARA TÓTH

Noch vor zwei Jahren stellte Oberrabbiner Paul Chaim Eisenberg in Aussicht, dass er bis zum 200-jährigen Geburtstag des Wiener Tempels bleiben wolle. „Ich muss ja nicht bis zu diesem Zeitpunkt im Amt bleiben, aber ich wäre gerne dabei“, sagte er dem jüdischen Magazin *Wina* in seiner bekannt humorvollen Art. Nun ist alles anders.

Anfang Juli informierte Eisenberg den Kultusvorstand, dass er als Wiener Oberrabbiner mit 1. Jänner 2016 in den Ruhestand treten werde. Der formale Grund lautet: Eisenberg ist heuer 65 geworden und hat damit nach österreichischem Recht das Pensionsantrittsalter erreicht. Rabbiner treten normalerweise aber nicht automatisch ab, wenn sie 65 werden. Im Gegenteil. Viele arbeiten weiter, um ihrem Nachfolger eine Einarbeitungsphase zu geben. Eisenberg wird auch weiterhin Oberrabbiner des Bundesverbandes der jüdischen Gemeinden Österreichs bleiben und dafür ein eigenes Büro in seiner Wohnung haben. Es gibt und gab viele Stimmen, die Eisenberg gerne weiter wirken gesehen hätten. Eine eigene Online-Petition sammelte sogar Unterschriften für seinen Verbleib – alles ohne Erfolg. Es war der frühere Kultusgemeinde-Präsident Ariel Muzicant, der in der Sitzung des Kultusrates dann die Fäden in die Hand nahm. Nun wird eine Kommission gebildet, die eine öffentliche Ausschreibung



© GILBERT NOWY / KURIER / PICTURESCOM

Rabbiner treten normalerweise nicht automatisch ab, wenn sie 65 werden.

für einen neuen Oberrabbiner ausarbeiten soll.

Hofmeister

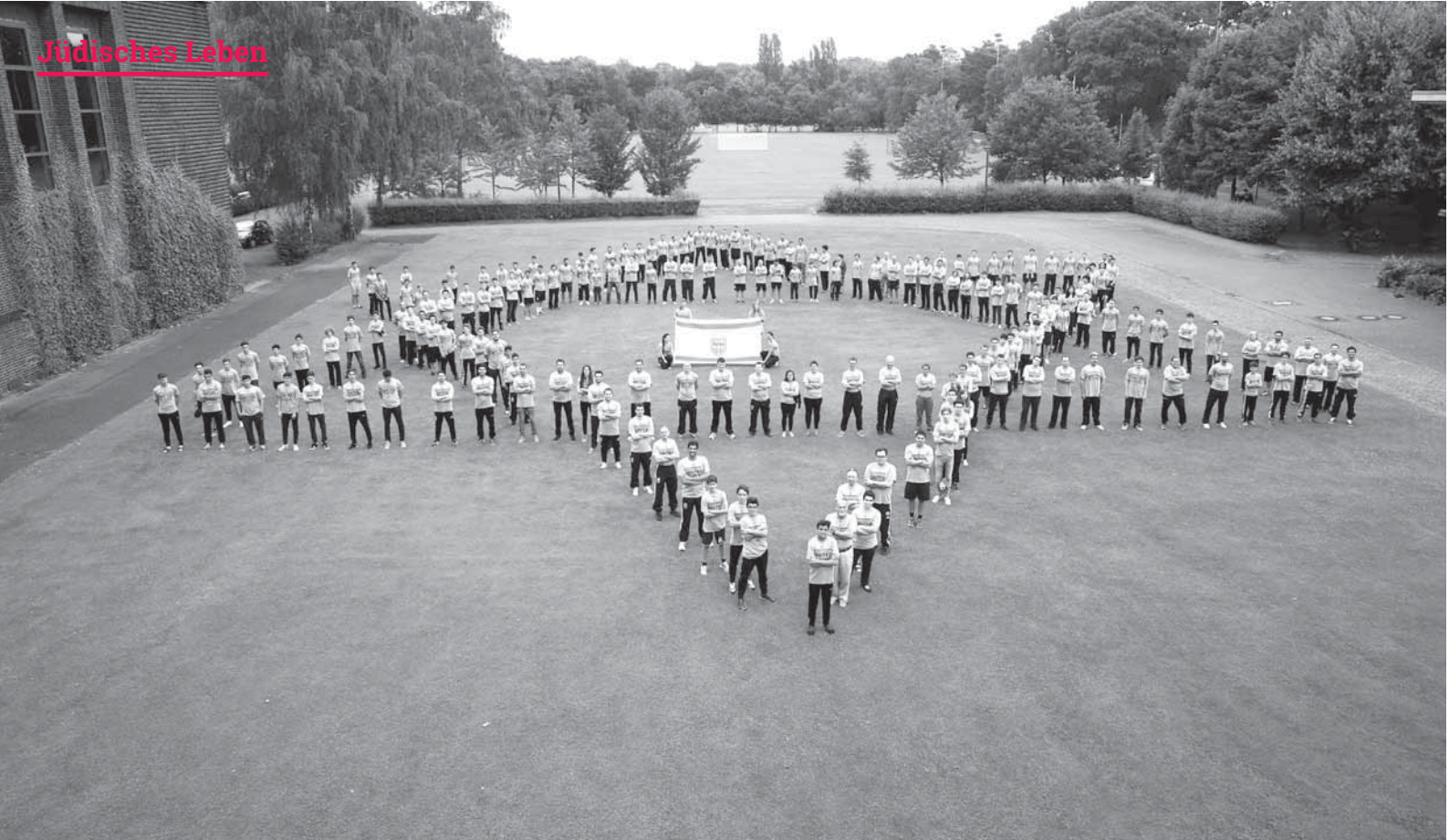
Es wird keine einfache Suche. Rabbiner, die Deutsch sprechen, sind gefragt, vor allem in den durch den Zuzug russischer Juden gewachsenen Kultusgemeinden in Deutschland. Aus Deutschland stammt auch einer der wohl aussichtsreichsten Kandidaten für das Amt des Oberrabbiners in Wien: Schlomo Hofmeister. Hofmeister, Jahrgang 1975, wurde in München geboren und ist seit 2008 einer von zwei Gemeinderabbinern in Wien. Er macht sehr geschickte Öffentlichkeitsarbeit. Gemeinsam mit dem Imam Ramazan Demir tourte er Ende 2014 durch Istanbul, Israel und die Palästinensergebiete. Als 2012 das Thema Beschneidung diskutiert wurde, stellte er sich etwa im *Kurier* einem Streitgespräch mit Heinz Oberhummer von der Initiative „Religion ist Privatsache“. Mit ihm bekäme die Gemeinde einen rhetorisch versierten und intellektuell beschlagenen Oberrabbiner, den allerdings historisch wenig mit Wiens jüdischer Gemeinde verbindet. Hofmei-

ster studierte in München und London Sozialwissenschaften, Geschichte und Politik, bevor er in Jerusalem seine Rabbinatsstudien abschloss.

Eisenberg selbst hat gelegentlich angedeutet, dass er seinen ältesten Sohn David gerne in Wien als Oberrabbiner sähe. Er selbst hat das Amt 1983 von seinem Vater Akiba nach dessen Tod übernommen. David Eisenberg ist sehr beliebter Rabbiner einer orthodoxen Gemeinde in Manchester, mit einer Britin verheiratet und hat fünf Kinder. Bei den Chassiden sind Rabbiner-Dynastien häufig, ein Amt über drei Generationen zu halten, ist aus ihrer Sicht nichts Ungewöhnliches.

Der Oberrabbiner hat als Herr des Tempels nicht nur eine wichtige religiöse Funktion, sondern auch eine zivilrechtliche. Er ist vor Ort für Übertritte zum Judentum zuständig, die in Wien traditionell sehr streng gehandhabt wurden. Wer Jude oder Jüdin wird, hat auch den Anspruch, Bürger bzw. Bürgerin des Staates Israel zu werden. Eines wird der neue Oberrabbiner jedenfalls sicher nicht können: so unterhaltsam singen wie Chaim Eisenberg.

nu



Berlin überzeugte als Austragungsort.

© RAFAEL HERLICH

„Alle meschugge“ in Berlin

Österreich hat bei den European Maccabi Games so richtig abgeräumt und nur drei sportlichen Großmächten den Vortritt gelassen. Berlin überzeugte als Austragungsort.

VON FRITZ NEUMANN

23 Goldmedaillen, 14 Silbermedaillen, 12 Bronzemedaillen. So bilanziert Österreich ansonsten nicht einmal im Wintersport. Auch insofern waren die 14. Europäischen Makkabi-Spiele in Berlin eine herausragende Veranstaltung, der sogenannte Medaillenspiegel schilderte Österreich Anfang August an vierter Stelle aus. Allein Gastgeber Deutschland (54/46/44), die USA (38/38/27) und Großbritannien (25/29/21), drei sportliche Großmächte also, waren außer Reichweite.

Moooooment! Die USA bei europäischen Spielen? Ja, in diesem Fall spielt es das wirklich, da werden Teams aus den USA und etwa aus Argentinien regelmäßig nach Europa

eingeladen. Natürlich könnte man sagen, in einer Wertung ohne die USA wäre für Österreich sogar der dritte Gesamtrang herausgekommen. Man könnte. Man muss aber nicht.

So oder so hatten die Österreicher, 2011 Veranstalter der 13. Europäischen Spiele, eine große Delegation mit vier Dutzend Sportlern nach Berlin geschickt und ihre quasi traditionelle Routine in die Waagschale geworfen. Soll heißen, es räumten vor allem die, nun ja, ebenso erfahrenen wie rüstigen Semester in den sogenannten Masters-Bewerben ab. Der Wiener Schwimmer Thomas Löwy trug allein sieben Titel davon und beeindruckte mit Spitzenzeiten. Die fast schon gewohnten

„Was für ein Symbol“, sagte der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck, „dass sich ausgerechnet hier, auf diesem Gelände im Schatten des Olympiastadions, jüdische Sportler aus ganz Europa versammeln, um sich im sportlichen Wettstreit zu messen.“

Erfolge stellten sich u.a. auch im Bridge, im Golf und im Tennis ein, da holte Ronald Sinai solo Gold sowie gemeinsam mit **NU**-Herausgeber Martin Engelberg Bronze im Doppel.

Legendäre jüdische Sportler beim Empfang

Berlin begegnete den insgesamt 2.300 Teilnehmern aus 18 Nationen mit viel Sympathie. In den Wochen vor den Spielen war die Veranstaltung ordentlich beworben worden, in der ganzen Stadt hingen Plakate, die mit jüdischen Begriffen spielten. „Bei Gold werden alle meschugge“, hieß es auf einem Plakat, auf einem anderen stand: „Die ganze Mischpoke am Start“.

Vor der Eröffnung war der Austragungsort da und dort in Frage gestellt worden, hatte Berlin doch die Olympischen Spiele 1936 erlebt, die den Nazis eine riesige Propaganda-Bühne boten und jüdische Sportler ausgrenzten. Der deutsche Bundespräsident Joachim Gauck wies denn auch bei der Eröffnung vor 10.000 Besuchern in der Waldbühne auf die historische Dimension hin. „Was für ein Symbol“, sagte Gauck, „dass sich ausgerechnet hier, auf diesem Gelände im Schatten des Olympiastadions, jüdische Sportler aus ganz Europa versammeln, um sich im sportlichen Wettstreit zu messen.“

Schon auf dem Berliner Hauptbahnhof wurden Ankommende mit überdimensionalen Bildern von 17 legendären jüdischen Sportlern empfangen. Beispielsweise war der Boxer Erich Seelig zu sehen, der deutscher Meister im Mittelgewicht und später im Halbschwergewicht war und 1933 in die USA emigrierte. Oder die Leichtathletin Lilli Henoch, die in den Zwanzigerjahren vier Weltrekorde (zweimal Diskus, Kugelstoß, Staffellauf) fixiert hatte – sie wurde 1942 nach Riga deportiert und dort erschossen.

Berlin war seine Veranstalterrolle also sehr bewusst angegangen. Miss-töne während der Maccabi Games gab es wenige. Berlins Regierender Bürger-

meister Michael Müller berichtete von zwei antisemitischen Vorfällen, das eine Mal seien Sicherheitsmitarbeiter, das andere Mal sei eine jüdische Gruppe beleidigt worden. Man wolle das, sagte Müller, „nicht verschweigen, aber auch nicht zu hoch hängen“.

Mit Kippa durch Berlin

Wohl zu hoch gehängt hatte die *New York Times* einen Kommentar, in dem jüdischen Sportlern, Trainern und Funktionären geraten wurde, nicht mit Kippa durch Berlin zu spazieren. „Blödsinn“, wurde so gut wie unisono der Kommentar kommentiert. Bürgermeister Müller hob den gegenseitigen Respekt hervor, der von den Maccabi Games ausgegangen sei. „Das ist die Botschaft, die wir aus dem toleranten und weltoffenen Berlin in die Welt senden.“

Auch laut Alon Meyer, dem Präsidenten von Makkabi Deutschland, habe Berlin „ein Fest erlebt, dessen Wirkungskraft weit über den Sport hinausgegangen“ sei. Kanzlerin Angela Merkel erklärte: „Angesichts der Vergangenheit kann Deutschland für die wiedererstarke Vielfalt jüdi-

schen Lebens unter uns und das neu gewachsene Vertrauen der Gäste aus dem Ausland nur zutiefst dankbar sein.“

Die Sicherheitsvorkehrungen waren natürlich enorm, die Kosten dafür machten einen guten Teil des Gesamtbudgets von fünf Millionen Euro aus. Die Tatsache, dass alle Teilnehmer in ein und demselben Mega-Hotel – im „Estrel“ in Neukölln – untergebracht waren, brachte neben der einen oder anderen Minute an Wartezeit bei den Securitychecks mit sich, dass viele Gespräche geführt, Kontakte geknüpft, Bekanntschaften gemacht wurden.

Bei den nächsten Maccabi Games handelt es sich, so will es der Rhythmus, wieder um Weltspiele, die 2017 in Israel steigen. Der Veranstalter der nächsten Europaspiele (2019) steht noch nicht fest. Dem Vernehmen nach hat sich neben Budapest und St. Petersburg auch Basel beworben, wo Theodor Herzl mit der Organisation des ersten Zionistischen Weltkongresses 1897 und der Verabschiedung des „Basler Programms“ zwei Meilensteine setzte.

nu

Die Gruppe aus Österreich: Eine große Delegation mit vier Dutzend Sportlern.



Lašo drom, Schalom!

Viele Juden kämpfen Seite an Seite mit Roma für deren Gleichberechtigung.

VON SAMUEL MAGO (TEXT)
UND IRINA SPATARU (FOTO)

Es gibt weltweit über 14 Millionen Roma. In Europa stellen sie die größte ethnische Minderheit, die hier seit fast einem Jahrtausend täglich Diskriminierung und Xenophobie begegnet.

Menschen, die nicht ihrer Volksgruppe angehören, werden von den Roma Gadže genannt – nicht aber die

Juden, zu denen die Ethnie stets eine enge Verbundenheit verspürt hat.

So keres Europa?! – Was machst du, Europa?! So der Titel eines zehntägigen Aktivistentreffens in der rumänischen Großstadt Cluj. Rund 300 Jugendliche aus zahlreichen Ländern haben sich hier versammelt, um auf die zunehmende Romafeindlichkeit in Europa aufmerksam zu machen. Immer mehr junge Roma erheben die Stimme und wehren sich gegen Antiziganismus, eine Art des Rassismus, die sich gegen Menschen richtet, die als „Zigeuner“ wahrgenommen werden. Doch unter den 300 Aktivisten finden sich nicht nur Roma. Wir treffen auch Juden, die sich zum Ziel gesetzt haben, für die Rechte der Volks-

gruppe einzustehen und ihre Diskriminierung zu bekämpfen. **NU** sprach mit ihnen über ihren Aktivismus und ihren Kampf um Frieden.

Copy & Paste

In einem Außenbezirk von Cluj dient ein Universitätsgebäude als Veranstaltungsort für das Aktivistentreffen. Aus dem Haus dringen die Stimmen hunderter Jugendlicher, die eine Demonstration vorbereiten. Vor dem gelben Plattenbau sitzen wir auf einer Parkbank mit zwei jungen Frauen. Eine von ihnen ist Aleksandra Jach, eine Jüdin aus einer polnischen Kleinstadt unweit von Krakau. Schnell wird klar, dass sie nicht zum ersten Mal an solch einem Event teilnimmt.

Aleksandra Jach setzt sich seit Jahren für die Rechte der Roma ein.



Die European Union of Jewish Students arbeitet häufig mit Roma-Organisationen zusammen. In Kooperation mit Phiren Amenca und dem armenischen Verein AGBU hat das jüdische Netzwerk ein Projekt mit dem Titel „Europe of Diasporas“ gestartet.

Sogar ihre Bachelor-Arbeit hat sie über die Volksgruppe der Roma geschrieben: „Ich habe viele Bücher über die Minderheit gelesen und bin dabei auf ihre Traditionen gestoßen, die ich dann mit jüdischen Bräuchen verglichen habe. Vor allem bei Hochzeitsbräuchen und Totenritualen war ich verblüfft. Sie sind sich in vielem ähnlich oder fast gleich. Und wenn man sich die Geschichte der Roma und Juden nach ihrer Ankunft in Europa anschaut, ist es fast Copy & Paste.“ Sie wurden seit jeher verfolgt, gehasst und nicht akzeptiert, erklärt sie. Man hätte sie nicht in die Stadt gelassen, und sie seien immer Sündenböcke gewesen.

Am meisten ärgert Aleksandra, dass sich niemand für den Völkermord an den Roma interessiere. Bis heute sei der 2. August als *Roma Genocide Remembrance Day* in kaum einem Staat in Europa anerkannt worden. „Das ist verrückt. Roma sind durch dasselbe Schicksal gegangen wie wir und keiner redet darüber. Sie werden immer noch diskriminiert, delogiert und gehasst, nur weil sie Roma sind. Das größte Trauma, das beide Völker erlebten, passierte während der Nazi-Diktatur. Sie wurden in dieselben Ghettos und Konzentrationslager gesteckt. Was mit den Juden passierte, passierte meistens auch mit den Roma“, sagt Aleksandra.

Sára Szilágyi sitzt neben ihr und nickt. Die Jüdin wohnt in Budapest und arbeitet seit ihrer frühen Jugend ehrenamtlich für jüdische Organisationen. Ihre Großmutter überlebte das Konzentrationslager Ravensbrück, wo sie im Krankenflügel neben einer Romni lag. „Diese Roma-Frau hat neben ihr gelitten und ist in diesem Bett gestorben. Für meine jüdische Identität ist die Lebensgeschichte meiner Oma immer schon maßgebend gewesen. Ich glaube, dass diese Geschichte einer Romni, die ihr Bett und ihr Schicksal mit meiner Großmutter

teilte, meine Arbeit mit Roma sehr beeinflusst hat“, erzählt sie.

Ausschlaggebend für die Entscheidung zum Masterstudium der Minderheitenpolitik waren für Sára die Roma-Morde in Ungarn, die 2009 ganz Europa erschütterten und auch sie zum Nachdenken brachten. Letztes Jahr begann sie dann für die Roma-Organisation Phiren Amenca in Budapest zu arbeiten. Die Aktivistin organisierte die ungarische Delegation für das bisher größte Gedenken an den Roma-Genozid in Krakau-Auschwitz, wo sich im Sommer 2014 über tausend Jugendliche versammelten. Auch die European Union of Jewish Students (EUJS) nahm an der Veranstaltung teil. „Wir haben dort gemeinsam mit den Roma Schabbat gefeiert“, erinnert sie sich.

Die EUJS arbeitet häufig mit Roma-Organisationen zusammen. In Kooperation mit Phiren Amenca und dem armenischen Verein AGBU hat das jüdische Netzwerk ein Projekt mit dem Titel „Europe of Diasporas“ gestartet. Sára nahm als Vertreterin der Roma-Organisation an einem der Seminare teil. „Wir haben dort diskutiert, warum es für diese Gruppen wichtig ist zusammenzuarbeiten. Für mich war das sehr interessant, weil ich seit einigen Jahren mit jüdischen und Roma-Aktivistenkollegen ein Youthleader-Training im ungarischen Sajókaza organisiere.“ Die Trainer im Projekt sind ausschließlich Roma und Juden. Die Initiative soll Jugendliche motivieren und eine Zusammenarbeit zwischen Angehörigen beider Minderheiten fördern. Diese Kooperation sei ihr sehr wichtig, hebt die Aktivistin hervor.

„Wir sind doch Brüder...“

Beide Frauen sind sich einig, dass sie sich unter Roma sehr integriert fühlen. „Erst gestern hat ein Junge zu mir gesagt, wir sind doch Brüder, wir Roma und Juden. In Sajókaza hat ein Mädchen gemeint, dass sie zuerst

dachte, ich bin eine Romni. Als sie dann erfahren hat, dass ich Jüdin bin, meinte sie, das ist doch eh fast dasselbe“, lacht sie. Die Roma würden sie behandeln, als sei sie eine von ihnen. Auch hier in Cluj-Napoca merke sie, dass sie willkommen ist.

Es sei noch nicht lange her, dass die Roma begonnen hätten, sich für ihre Rechte einzusetzen, so Aleksandra. Umso mehr bewundert Sára den Mut der jungen Aktivisten: „Ich sehe immer mehr Roma-Jugendliche, die Aktivismus betreiben, was in einer Umgebung von so einer ungemeinen Atrozität seitens der Gesellschaft und sogar der Regierung eine unglaublich große Kraft erfordert, und das respektiere ich sehr.“ Auch die Solidarität der Roma gegenüber Juden sei sehr groß. „Als ein ungarischer Politiker von der Jobbik-Partei die Registrierung der jüdischen Parlamentsabgeordneten forderte, gab es eine riesige Kundgebung auf dem Kossuth-Platz in Budapest. Als ich dort angekommen bin, waren die ersten Menschen, denen ich begegnet bin, Roma-Aktivisten, die mit ihrer Roma-Flagge dort standen und ihre Solidarität bewiesen.“

Zur selben Zeit erschien ein rassistischer Artikel des Fidesz-Politikers Zsolt Bayer, in dem er Roma quasi als Tiere darstellte, die ausgerottet gehörten. Bei diesem und vielen ähnlichen Fällen haben die Menschen geschwiegen. „Hier vermisste ich das Eingreifen jüdischer Organisationen sehr stark“, betont die Ungarin. Aleksandra nickt: „Ich denke, dass es heute so viele gebildete Roma gibt, die absolut bereit sind, für ihre Rechte einzustehen. Sie brauchen nur ein bisschen Unterstützung, und die sollten sie von uns Juden bekommen.“

Kaum ist der letzte Satz gesprochen, eilen die zwei Frauen ins gelbe Gebäude zurück. Schließlich wollen auch sie die Demonstration vorbereiten und an der Seite der Roma-Aktivisten gegen Antiziganismus kämpfen. *nu*



Danny DeVito in Fünfhaus

Schamael Natanow ist eine gute Seele. In seinem Geschäft im 15. Bezirk treffen sich Menschen aus vielen Nationen. Und sie alle fühlen sich von ihm gut behandelt.

VON PETRA MENASSE-EIBENSTEINER
(TEXT) UND ALEXANDRA KROMUS (FOTOS)

Wer den Hollywood-Schauspieler Danny DeVito in Wien treffen möchte, braucht nur Rudolfsheim-Fünfhaus, dem 15. Bezirk, einen Besuch abstaten und sich in das Geschäftslokal für „Waren aller Art“ Ecke Hütteldorfer Straße und Tannengasse begeben. Seine Kunden nennen ihn dort allerdings „Herr Natanow“ – und wissen gar nicht, dass er auch in Hollywood zugehörig ist. Aber vielleicht schaut unser Star dem aus den USA ja auch nur verblüffend ähnlich.

Schamael Natanow wurde 1944 in Samarkand, einer rund 350.000 Ein-

wohner zählenden Stadt im heutigen Usbekistan (früher: Sowjetunion) geboren und verbrachte dort seine Jugend. 1972 reiste er als bereits verheirateter Mann mit seiner Frau und einem Kind nach Israel. Wie viele Bucharen wollte er dort ein neues Leben beginnen. Er wohnte mit seiner Familie in Aschdod, war neun Monate beim Militär und erlebte im Jahre 1973 den Jom-Kippur-Krieg mit. Er war zwar nicht in die Kämpfe involviert, half aber im Hintergrund aktiv mit. Schließlich aber wollte er – auch das verbindet ihn mit vielen seiner Landsleute – nicht in Israel

Es gibt nichts, was Schamael Natanow in seinem Geschäft nicht hat, und von jedem Produkt hat er viel. Der einzige, der sich wirklich in dieser Fülle zurecht findet, ist Herr Natanow selbst.

bleiben. Wien kam seiner Erziehung und Kultur viel näher. Als er im Mai 1975 mit seiner Familie das Flugzeug besteigen wollte, hätte es fast Schwierigkeiten gegeben. Seine Frau war im neunten Monat schwanger. Keine Fluglinie will das Risiko eingehen, eine Frau in diesem Stadium mitzunehmen.

Da Frau Natanow jedoch von schwächerer Statur war, glaubte man ihr, als sie vorgab, erst im sechsten Monat schwanger zu sein. Mit dieser kleinen Lüge konnte das Ehepaar samt Erstgeborenem die Flugreise von Israel nach Wien dann doch antreten.

Drei Wochen nach dem Eintreffen in Wien kündigte sich die Ankunft des zweiten Kindes der Familie an. Schamael Natanow konnte zu dieser Zeit noch kein einziges Wort Deutsch. Die Rettung holte die Frau ab, er aber durfte sie nicht im Krankenwagen begleiten. Die Sanitäter kümmerten sich auch gar nicht um den aufgeregten, fast schon verzweifelten Mann. Sie hatten es eilig und transportieren die knapp vor der Geburt stehende Frau ab. Auto hatte Natanow keines, die öffentlichen Verkehrsmittel Wiens waren ihm noch nicht vertraut, und so lief er zu Fuß mehrere Kilometer ins Krankenhaus zu seiner Frau. Schließlich wurde alles gut, eine Tochter kam zur Welt und Natanow hatte es rechtzeitig zum glücklichen Ereignis geschafft.

Der gute Geist des Theaters

Natanow betont stolz, dass er bereits wenige Tage nach seiner Ankunft in Wien im Tuchhaus Silesia in der Vorlaufstraße zu arbeiten begonnen hat. Dort wurde mit Tuch, Schneiderzubehör und Fellen gehandelt und es wurden Schneiderei Betriebe beliefert.

Dann fand er noch einen zweiten Job: „Neben dieser Arbeit ich habe noch eine Arbeit gehabt. Am Abend, in der Nacht habe ich bei der Schauspielerin Frau Topsy Küppers als Bediener, Chauffeur, Bühnentechniker, Schauspieler gearbeitet. Ich war der gute Geist des Theaters, habe alles erledigt. Ich habe sogar einmal in einem Kafka-Stück mitgespielt.

Ja wirklich, ich habe mit Topsy in der Freien Bühne Wieden gespielt.“ Noch eine Analogie zu Danny DeVito, wenn auch seine Bühnenrolle nicht ganz so groß gewesen sein wird.

„Ich hatte zwei Lohnkarten in dieser Zeit“, betont er. Von zeitig in der Früh bis zum Nachmittag arbeitete er im Tuchhaus, dann vom späteren Nachmittag an bis tief in die Nacht hinein in der Freien Bühne Wieden.

So ging das ungefähr zehn Jahre lang. Aber bereits nach rund sieben Jahren kaufte sich Natanow mit dem hart Ersparten ein Geschäft am Brigittenauer Hannovermarkt und verkaufte dort Obst und Gemüse.

„Das war mein erstes eigenes Geschäft“, wiederholt er mehrmals mit Stolz und freudig glänzenden Augen. Weitere Aktivitäten folgten: eine Tabak-Trafik im sechsten Bezirk gemeinsam mit seiner Frau und der Einstieg in die Produktion von Jeans, der allerdings kein Erfolg beschieden war. Immer waren es mehrere Geschäfte, die er gleichzeitig und mit wachsendem Erfolg betrieb.

1982 übernahm er „Waren aller Art“, das Geschäft im fünfzehnten Bezirk. Es war ein ganz kleiner Laden, den er in über 33 Jahren hindurch stetig erweiterte. Mit nun bereits rund 350 Quadrat-

meter und einer Länge von ungefähr 40 Metern ist das Geschäft heute schon riesig groß. Wenn Herr Natanow so weitermacht, wird er bald die zweihundert Meter entfernte Stadthalle erreicht haben. Es gibt nichts, was Schamael Natanow in seinem Geschäft nicht hat, und von jedem Produkt hat er viel. Jeder Zentimeter Wand oder Bodenfläche ist genutzt, dicht sind Elektrogeräte, Werkzeug, Töpfe, Kunststoffbehälter, Kluppen, Wolle, Geschirr und vieles mehr aneinandergereiht. Der einzige, der sich wirklich in dieser Fülle zurechtfindet, ist Herr Natanow selbst. „Mischa, geh nach hinten, rechts oben sind die Pfannen. Die dunklen mit dem roten Griff. Nicht dort, nein, weiter unten“, so dirigiert er seine Mitarbeiter, die bereitwillig ihrem stets freundlichen Chef folgen.

Vielen seiner Kunden fällt erst angesichts der Warenfülle im Geschäft ein, was sie alles noch so brauchen könnten. Es ist einfach alles da. Und wenn es tatsächlich mal einen Engpass bei ausgefallenen Wünschen gibt, notiert er die Telefonnummer des Nachfragers und besorgt das Gewünschte prompt. Man sagt, es gäbe nichts, das er nicht besorgen könne.

„Fast 90 Prozent bin ich da, viele Kunden kennen mich. Und mögen mich. Wenn ich nicht da bin, fragt Kunde,

Wer würde nicht gerne bei diesem Mann kaufen?





Natanow erfüllt jeden Wunsch.

wann kommt Papa und kommt selber erst wieder, wenn ich da bin“, sagt Natanow verschmitzt auf die Frage, ob er angesichts seines Alters an den Ruhestand denkt. Sein Sohn hat die Firma bereits übernommen, aber ans Aufhören denkt Schamael Natanow keineswegs.

Ein bisschen gläubig, aber nicht allzu sehr

Natanows Publikum ist bunt wie auch der fünfzehnte Bezirk. Alle schätzen ihn und kommen gerne. „Eine Paket Kaffee, Chef“, ruft ein Stammkunde, und Natanow lässt ihm rasch das Gewünschte bringen. Der Handel mit Kaffee der eigenen Marke „Amigos“ ist neben dem Geschäft eine gute Einnahmequelle. Der Kaffee wird schon seit 28 Jahren in Italien produziert und von Natanow nach Serbien, Bosnien, Ungarn und Kroatien weiterverkauft. „In 40 Tagen sind es etwa 18 Tonnen, die ins Ausland gehen“, nennt Natanow eine doch erstaunliche Menge.

Nicht nur seine Statur, sein verschmitztes Lächeln und das lebhaftes Wesen lassen Vergleiche mit Danny DeVito zu, auch seine Mehrsprachigkeit, beherrscht Natanow doch neben seiner

Muttersprache Persisch noch Hebräisch, Russisch, Serbokroatisch, Polnisch, Englisch und Deutsch. Kein Wunder, dass sich Menschen aller Herkünfte bei ihm so wohl fühlen.

Natanow liebt Israel und Österreich. Er fliegt bis zu sechsmal im Jahr nach Israel, um seine Verwandten zu sehen, einige Tage am Toten Meer zu verbringen und das Grab seiner Eltern zu besuchen. Die Eltern sind als Pensionisten nach Israel gekommen und geblieben. Beide waren Lehrer. „Mutti war Physik und Vater war Deutsch und Literatur“, so Natanow.

Zu Hause im zweiten Bezirk lebt er koscher. Er hat eine große Küche. „Rechte Seite ist fleischig, linke Seite ist milchig. Ich esse aber auch draußen“, betont er. Nicht so einer seiner Söhne, der ein „richtig gläubiger Jude“ ist. „Er arbeitet am Schabbat nix, dann arbeite ich statt ihm“, lacht der tolerante Vater. Drei- bis viermal im Jahr gehe er selbst in die Synagoge, erzählt er und schiebt lachend „Das ist eh gut, oder?“ nach. Den Schabbat feiert die ganze Familie gemeinsam bei ihm und seiner Frau zu Hause. Seine Frau ist wie er „halbgläubig“, ein bisschen gläubig, aber nicht stän-

dig und allzu sehr. Natanows erlernter Beruf ist Koch, und zu Hause kocht er, egal ob für die Familie oder für Besuch. Er bevorzugt die jüdisch-asiatische Küche und kommt dabei ganz ohne Kochbuch aus. Vor kurzem habe er für eine Bar Mizwa mit 40 Gästen gekocht, erzählt er voll Stolz.

Im Oktober 1992 wurde Natanow in seinem Geschäft im 15. Bezirk überfallen. Sein Angestellter wurde angeschossen, er selbst durch einen Bauchschuss schwer verletzt. Er lag lange Zeit im Koma. Wenn er lebhaft erzählt, wie er damals einen der Räuber am Boden mit letzter Kraft bis zum Eintreffen der Polizei festhielt, glaubt man, er erzähle aus dem Drehbuch zu einem tragisch-komischen Gangsterfilm. Aber wie so vieles andere, das im Leben des Schamael Natanow irgendwie unglaublich ist, aber doch tatsächlich geschah, so auch das.

Auf die letzte Frage, ob er denn Danny DeVito kenne, zieht Natanow die Augenbrauen hoch, überlegt, zögert und plötzlich versteht er die Frage. Ein verschmitztes Lächeln huscht über sein Gesicht: „Ja, ja, jetzt verstehe ich.“ Er ist eben ein humorvoller und kluger Mensch. nu

Im Oktober 1992 wurde Natanow in seinem Geschäft im 15. Bezirk überfallen. Sein Angestellter wurde angeschossen, er selbst durch einen Bauchschuss schwer verletzt. Er lag lange Zeit im Koma.

Bio, koscher, Hafner

Auf 25 Hektar fruchtbaren Böden befinden sich die Weingärten der Familie Hafner, die seit den achtziger Jahren koscheren Wein produziert. Ein Besuch bei einer der ältesten Winzerfamilien Österreichs.

VON IDA SALAMON (TEXT UND FOTOS)

Das mit Denise und der Katze namens Otto kann doch kein Zufall sein und wird erst beim Abschied aufgeklärt. Die neunjährige Tochter von Daniela und Julius Hafner III., Denise, sitzt auf dem Schoß ihres Vaters und lauscht aufmerksam seinen Worten über die Geschichte von Mönchhof. Der Ort gehört zur ältesten Weinbaugegend Österreichs. Vor etwa acht Jahrhunderten besiedelten Zisterziensermönche aus dem Stift Heiligenkreuz das Gebiet und machten das Sumpfland in der pannonischen Tiefebene um den Neusiedlersee urbar. Die Hafners sind hier Alteingesessene. Julius Hafner III., dem Weinbauern und Akademiker mit einem Wirtschaftsdiplom für internationale Beziehungen, glitzern die Augen vor Stolz, wenn er über seine Ahnen spricht: „Hafner ist eine Familie, die wahrscheinlich so alt ist wie dieser Ort.“ Immerhin sind es knappe fünf Jahrhunderte, dass die Hafners hier wohnen. Der Stammbaum, der von der Großmutter Theresia Hafner erstellt wurde, reicht bis zum Jahr 1530. Ursprünglich bestand das Anwesen der Familie Hafner aus einem Bauernhof mit Tieren und aus einem Weingut. Ju-



Denise Hafner hat die Katze Otto auf dem Etikett entworfen.

lius II. hat sich dann auf die Weinproduktion spezialisiert.

Burgenländische Idylle

Das Haus der Hafners liegt an einer Straße, die zum Barockjuwel Schloss Halbturn führt. Vom Familiensitz blickt man auf zahlreiche Weingärten in einer Tiefebene, in der trotz sich drehender Windräder die Landschaft ruhig und idyllisch aussieht. Die Hafners, nämlich Julius III. und Daniela Hafner, ihre vier Kinder und die Mutter des Hausherrn, sowie eine Katze, ein weißer Malteser

und exotische Fische in einem Aquarium leben in Harmonie miteinander. Daniela Hafner kam vor 17 Jahren aus Rumänien nach Österreich. Ihre Wurzeln mütterlicherseits sind jüdisch. Die junge Frau verliebte sich in Julius Hafner III., einen hochgewachsenen, humorvollen Mann, und war davon beeindruckt, dass er koschere Weine produzierte. „Ich halte Schabbat, ich backe selber die Challe und die Kinder und mein Mann machen mit“, sagt die hübsche Winzerin, der man nicht anmerkt, dass sie schon seit fünf Uhr früh im Weingarten

arbeitet. Auch oft am Sonntag, das ganze Jahr hindurch. „Ich bin zufrieden, wenn ich nach acht oder zehn Stunden Arbeit nach Hause komme. Ich liebe es, die Natur zu beobachten und wie alles wächst. Das Schneiden der Reben ist für mich auch eine Zeit, um zu meditieren.“ Jeder in der Familie hat seine Aufgabe. Die Weingärten befinden sich in Mönchhof, Gols und Frauenkirchen, und Daniela Hafner macht dort alles mit ihren eigenen Händen, vom Ausputzen der Rebstöcke bis zur Weinlese: „Die Maschinen erkennen den Unterschied nicht, ob die Trauben sauer sind oder nicht.“ Ihr Mann ist für den Weinkeller, für die Büroarbeiten und für den Export zuständig. Immerhin werden Hafner-Weine in 40 Länder verkauft. Nur vier Prozent der gesamten Produktion bleibt

in Österreich. Julius III. bestimmt auch das Erntedatum, die Pressdauer, die Temperatur: „Was wir wegen der biologischen Bewirtschaftung nicht mit Chemie verändern dürfen, schaffen wir mit Physik. Dafür braucht man die richtige Technik und Kühlung.“

„Ein Biowein hat seinen Ursprung im koscheren Wein“

Seit 35 Jahren produzieren die Hafners koschere Weine. Begonnen hat alles im Jahr 1980, als Rabbiner Schwarz erstmals das Weingut Hafner betrat. Damals war es das einzige Weingut in der Umgebung, das der IKG die Schlüssel des Hofes übergeben hatte, sodass die Vertreter der IKG die Weine allein produzieren konnten. Noch immer kommt Rabbiner Schwarz in Begleitung des

Maschgiah (Anm.: Aufseher) Lichtenstein regelmäßig zu den Hafners, „wenn notwendig, auch am Freitagvormittag“, sagt Julius III. mit einem Lächeln.

Wir verlassen das Haus der Hafners, um in einem ihrer Weingärten ein Picknick mit Brot und Wein zu machen. Die Gastgeber sind sehr um ihre Gäste aus Wien bemüht, sie zeigen und erklären ihnen geduldig den Unterschied zwischen biologischen und konventionellen Weingütern. „Was glauben sie, wie lange ein Regenwurm leben kann?“, lautet eine Frage von Julius III. bei seiner Erläuterung zur Biokultur. „Wohl sehr kurz“, denkt ein Stadtmensch, der sich kaum an seinen Biologieunterricht erinnern kann. „Falsch! Er kann bis zu 15 Jahre alt werden.“ Für den biologischen Gartenbau sind diese Würmer von zentraler Bedeutung, da sie den Boden durchlüften, mineralisieren und fruchtbar machen. Der Boden ist nach der diesjährigen Hitzewelle extrem trocken, man kann keinen Wenigborster sehen, dafür ist aber gerade ein Marienkäfer auf der Hand von Denise Hafner gelandet. Er ist Zeuge, dass die Erde keine Giftstoffe enthält. „Ein Biowein hat seinen Ursprung im koscheren Wein“, meint Hafner. „Der Grundgedanke von Bio ist, keine Gifte gegen Pilze, Unkräuter und tierische Schädlinge einzusetzen“, sagt der erfahrene Biobauer, der im Klimawandel auch gewisse Vorteile für den biologischen Anbau sieht: „Das Klima hat sich zuungunsten der Pilze verändert, da sich Pilze besonders gut in feuchtem Klima entwickeln.“

Das größte Interesse an Hafner-Produkten hat nicht – wie man erwarten könnte – Israel, sondern China. Seit zehn Jahren werden etwa 100.000 Flaschen jährlich dorthin exportiert. „Chinesen legen Wert auf alles, was Tradition hat. Jüdisch bedeutet alt, authentisch, glaubwürdig; und koscherer Wein hat ein Biozertifikat mit Qualitätsgarantie, das man nur dann erhält, wenn die Trauben aus Weingärten stammen, die man mindestens vier Jahre lang biologisch bewirtschaftet hat“, sagt Julius III. Kaum zu glauben, aber genauso wie bei Luxusmarkenartikeln gibt es in China

Daniela Hafner macht im Weingarten alles mit ihren eigenen Händen.



Seit 35 Jahren produzieren die Hafners koschere Weine. Begonnen hat alles im Jahr 1980, als Rabbiner Schwarz erstmals das Weingut Hafner betrat.

Welche Weine trinken die Hafners am liebsten? „Die guten“, sagen sie mit einer Stimme. Und wann ist ein Wein gut? „Immer dann, wenn man ein zweites Glas trinken würde.“

auch gefälschten Hafner-Wein – den man aber leicht an der Flasche mit chinesischen Buchstaben am Glasboden erkennen kann.

Otto der Sieger

Welche Weine trinken die Hafners am liebsten? „Die guten“, sagen sie mit einer Stimme. Und wann ist ein Wein gut? „Immer dann, wenn man ein zweites Glas trinken würde.“

Über 25 Traubensorten finden sich in den Hafner-Weingärten, aus denen hochqualitative Weine erzeugt werden. Julius Hafner II. war der erste Winzer in Österreich, der 1971 auch einen Eiswein produziert hat. Eisweine sind hochwertige und natursüße Weine, deren Trauben in gefrorenem Zustand gelesen und verarbeitet werden. Hafner ist seit dem Jahr 2000 der erste und bislang einzige koschere Eisweinproduzent weltweit.

Insgesamt führt das Weingut Hafner über hundert Produkte, auch Traubensaft und einen zwölfjährigen XO-Weinbrand, der koscher für Pessach ist. Der Schwerpunkt der Produktion liegt auf rotem Kiddusch-Wein, über welchem Juden am Schabbat und zu den Feiertagen einen Segen sprechen.

Am Ende des Besuchs kommen wir ins wenige Kilometer von Mönchhof entfernte Gols, wo wir in einem der Hafner-Weingärten die kleinen, noch unreifen Trauben eines Muskatweins zu kosten bekommen. Er ist der burgenländischen Landessieger 2014 mit der Katze Otto auf dem Etikett, das Denise Hafner entworfen hat. „Der Weingarten für diesen Wein wurde im April 2006 gepflanzt“, erinnert sich Daniela Hafner, „an jenem Tag, an dem Denise geboren wurde.“ Das kann doch kein Zufall sein.

nu

Vorschriften für koscheren Wein (gelten außerhalb Israels):

Die Trauben eines Weinstockes dürfen erst vier Jahre nach der Pflanzung verwendet werden. Weinbehandlungsmittel müssen als koscher akzeptiert und dürfen nicht tierischen Ursprungs sein.

Zwischen den Rebstöcken darf kein Obst wachsen.

Es dürfen in der Produktion nur männliche Juden arbeiten, die den Schabbat einhalten. Die Produktionsanlagen und alle Werkzeuge müssen intensiv gereinigt und sterilisiert sein. Der Wein wird während der Herstellung kurze Zeit auf 100 Grad erhitzt. Er erhält die zusätzliche Bezeichnung „Jajin Mewuschal“ und darf auch von einem Nicht-Juden ausgeschenkt werden, ohne dass der Wein dadurch unkoscher wird.

Adalbert-Stifter-Straße 18
A-1200 Wien

T 43 1 33106 150
F 43 1 33106 333

E bildung@jbbz.at
H www.jbbz.at

DVR: 0985911
ISO-Zertifiziert nach 9001:2008 - Nr. 1814/0

JBBZ
Jüdisches Berufliches Bildungszentrum
ת"סב



Kompetenzzentrum für Berufsorientierung und berufliche Integration

Einjähriger Berufsorientierungslehrgang (9. Schuljahr)

Erfolgreich mit Lehre plus Matura am JBBZ:

- Bürokaufmann/frau
- IT-Techniker/in
- Orthopädietechniker/in

Begabungsförderung –
2. Lehrabschluss, Einzeltutorien

FIT für Finanz- u. Rechnungswesenassistenten

Tages- und Abendlehrgänge für Ihre berufliche Praxis (Sprachen, Buchhaltung u. Kostenrechnung, EDV)

Sichern Sie sich Ihren Platz!
01/33106/150

Der Vorstand und die MitarbeiterInnen des JBBZ wünschen Ihnen allen Shana tova u'mevorachat!

AMS
Arbeitsmarktservice Österreich

Bitte kein Tohuwabohu!

Teil 1

Um kein Tohuwabohu (1) bezüglich der Verwendung von jiddischen oder hebräischen Wörtern bzw. Ausdrücken aus dem Rotwelsch in der deutschen (eigentlich österreichischen) Sprache aufkommen zu lassen, ist in dieser Rubrik die Form von Mini-Texten gewählt.

VON PETER WEINBERGER

Freundliches

Wenn Ihnen jemand – etwa vor einer Prüfung oder vor einer Reise – **Hals- und Beinbruch** (2) wünscht, dann empfiehlt es sich, mit einem freundlichen Danke zu antworten, denn man wünscht Ihnen ja nicht, dass Sie sich tatsächlich den Hals oder ein Bein brechen, vielmehr ist eine aufrecht gemeinte Ermunterung damit gemeint, wie z.B. das **Guten-Rutsch**-Wünschen (3) zu Silvester. An das etwas boshafte, aber immer noch freundliche **Mazel tov** (4) beim Zerbre-

chen von Gläsern oder Tellern haben Sie sich vermutlich bereits längst gewöhnt.

Ratschläge (Ezzes)

Dagegen sollten Sie sehr vorsichtig sein, sollte jemand mit vielen schönen, großen Worten versuchen, Sie zum Abschluss eines Geschäftes oder Bestellen einer Zeitschrift zu überreden. Achtung: Dieser Jemand ist im Begriffe, Ihnen einen **Ramsch** (5) anzudrehen, Sie zu **be-mogeln** (6), kurz: Sie **einzuseifen** (7), Sie – im wahrsten Sinne des Wortes – zu bescheißen.

Sollten Sie **meschugge** (4) genug sein, um Geld Karten zu spielen, dann sollten Sie auf allfällige **Kiebitze** (8) achten. Nicht jeder Kiebitz ist bloß ein harmloser Zuschauer: Manche von ihnen sind Teil des Spiels Ihrer Gegner. Unter derartig **verruchten** (9) Umständen Karten zu spielen, noch dazu um Geld, endet meist damit, dass alles **verzockt** (10) wird.

Passendes & Unpassendes

Schäkern (11) mit einer zunächst unbekanntem Frau oder gar mit der Frau eines Freundes zieht mitunter ungeahnte Folgen nach sich. Kurzzeitige,

wenn plötzlich ihr Mann auftaucht: Sie wird **aschfahl** (12) im Gesicht, Sie selbst schauen ziemlich **bedeppert** (13) drein; seine Contenance kann leicht **flöten** (14) gehen, Handgreiflichkeiten liegen in der Luft.

Sollte das **Schmusen** (15) allerdings ernstere Formen annehmen, sich der ursprünglichen Bedeutung des Wortes schäkern nähern, etwas ordinär mit einem Zeitwort beschreibbar sein, das sich vielleicht von **Bum** (16) ableitet, mit Sicherheit aber aus dem Rotwelsch kommt, dann kann Ihre bisherige Lebensplanung ernsthaft in Gefahr sein, egal ob Sie **betucht** (17) sind oder nicht. Im Nachhinein einen **Bahöl** (18) zu schlagen, ist mehr als unverantwortlich!

Würden Sie nicht auch gerne, **geschlaucht** (19) von Ihrer Arbeit, ein paar Tage **blau** (20) machen wollen? Das ewige **Tschinageln** (21) kann ja nicht wirklich gesund sein! Vielleicht bei einer solchen Gelegenheit ein kleines **Techtelmechtel** (22) anfang? Sich eventuell bei einer **Schikse** (4) **einschleimen** (23)? Auch wenn dabei ein paar Hunderter **verjubelt** (24) werden? nu

Mazel Tov!

(1) Hebr. **tōhū Vāvōhū**: wörtl. wüst und leer, Genesis, 1. Satz. (2) Hebr. **hazlachá**: Glück; **b'rachá**: Segen. (3) Hebr. **rosh**: Haupt, Anfang. (4) wohlbekanntes Wort, muss nicht erklärt werden. (5) **betrügerische Täuschung**. (6) Rotwelsch **mogeln**: betrügen. (7) Jidd. **sewel**: Mist, Kot; Hebr. **zewel**: Dreck, Mist. (8) Jidd.; Rotwelsch **kibetsn**: beim Kartenspiel zuschauen. (9) Hebr. **rúach**: Geist, Atem, Wind. (10) Jidd. **zchokek**: spielen. (11) Hebr. **chejk**: Schoß, Busen. (12) Hebr. **aschosch**: faulen. (13) Hebr. **b'li dibur**: ohne Rede. (14) Jidd. oder Rotwelsch **flejta, plejta**: abhandenkommen; hebr. **plejta**: ausgestoßen. (15) Jidd. **Sch'mua, sch'muess**: schmeicheln; Rotwelsch: dummes Geschwätz; hebr. **Sch'mua**: Gerücht. (16) Rotwelsch: Bum, Kuh?, **Bummser**, Kuhhirt. (17) Hebr. **batuah, batuach**: vertrauenswert, wohlhabend. (18) Jidd.: **paihe**: Lärm. (19) Hebr. **schlacha**: zu Boden werfen. (20) Hebr. **bl'o**: mit nichts, ohne. (21) Rotwelsch von Jidd. **Schin**: Schub; Jidd. **Agolo**: Karre. (22) Jidd.? **Tacht**, alliteriert: heimlich; Pantscherl. (23) Hebr. **schelem**: Erstattung, Dank, eventuell Bestechungsgabe; hebr. **le'schalem**: bezahlen, belohnen. (24) Hebr. **jobel**, Schall des Widderhorns; hebr. **jovel**: befreien, loslassen (Hauspersonal alle 50 Jahre).

Ein Klavier, ein Klavier!

Daniel Barenboim hat einen Flügel präsentiert, den der belgische Klavierbauer Chris Maene für ihn angefertigt hat. Das Klavier soll den Klang historischer Flügel mit moderner Klaviertechnik verbinden.

VON MARTIN RUMMEL (TEXT) UND MILAGROS MARTÍNEZ-FLENER (FOTO)

Nach der – wenn man diversen Presseberichten Glauben schenken darf – mäßig erfolgreichen Gründung von „Peral Music“, einem nur auf iTunes beschränkten Digitallabel, ließ Starpianist und -dirigent Daniel Barenboim im Mai mit der Präsentation eines „neu“ konstruierten Flügels aufhorchen. Bei näherem Hinsehen ist der Flügel dann doch nicht so neu, denn es handelt sich um den Versuch, sich den Instrumenten des 19. Jahrhunderts wieder anzunähern.

Für Nichtpianisten sei zunächst erklärt, dass Steinway 1885 den Klavierbau dadurch revolutioniert hat, dass die Saiten anstatt parallel zueinander nun über Kreuz gespannt wurden. Zusätzlich hat man, um dem großen Zug, den die Saiten so erzeugen, Widerstand zu bieten, einen Stahlrahmen eingesetzt und das Holz des Resonanzbodens diagonal zur Maserung geschnitten. Einen Steinway-Konzertflügel mit einem historischen Pianoforte zu vergleichen, hat also etwas von den sprichwörtlichen Äpfeln und Birnen; der geneigte Leser verzeihe den Kalauer angesichts des Protagonisten.

Das Steinway-Konzept wurde fortan von allen Firmen übernommen, sodass sich in den folgenden hundert Jahren Musiker und Publikum an einen sehr lauten Einheitsklavierklang gewöhnt haben. Viel mehr noch: Klaviere, die nicht so klingen wie ein großer Steinway-Flügel, werden oft als „minderwertig“ abgetan. Immer mehr berühmte

Pianisten suchen heute aber wieder die Individualität und wenden sich von diesem Massenideal ab; sei es, dass sie Instrumente von Fazioli, Yamaha, Bösendorfer oder Petrof spielen, oder sich eben gänzlich auf neue Wege begeben.

Franz Liszts Flügel als Inspiration

2011 spielte Daniel Barenboim in Siena auf Franz Liszts Flügel, einem Bechstein aus dem Jahr 1862. Ähnlich wie Sir Andrés Schiff im Booklet-Text seiner jüngst bei ECM erschienenen Schubert-Doppel-CD seine „Konversion“ zum Hammerklavier- und Fortepiano-Liebhaber eindrücklich beschreibt, war Barenboim wohl von den Differenzierungsmöglichkeiten des alten Liszt-Flügels begeistert. Durch parallel gespannte Saiten nämlich entstehen für jedes Instrument individuelle Obertonschwingungen, die – ähnlich wie bei Streichinstrumenten – für charakteristische Klangfarben sorgen.

Barenboim, der Steinway-Künstler, wurde von seinem Klaviertechniker Michel Brandjes an den belgischen Klavierbauer und -restaurator Chris Maene vermittelt. Aus dieser Begegnung entstand ein Flügel, der nach eigener Beschreibung die Vorzüge der

parallel besaiteten Instrumente des 19. Jahrhunderts mit jenen des Steinway-D-Modells kombiniert: einzeln und parallel geführte Saiten, gerade Verstrebungen unter dem längs gemaserten Resonanzboden, Stahlrahmen, zwei Stege (statt dem heute üblichen einen), leicht abgewandelte Mechanik, Hämmer, Tastatur und Pedale.

Barenboim, der übrigens weiter auch für andere Labels als sein eigenes „Peral Music“ aufnimmt, geht es hier um „Abwechslung, um eine Alternative“. Der gute alte Steinway wird wohl weiter zum Einsatz kommen. Das Presse-Echo auf das Vorstellungskonzert des Barenboim-Maene-Steinway war durchaus gemischt: Der Unterschied zum herkömmlichen Flügel sei kaum zu hören, und für Schuberts Sonate D 664 sei er ohnehin zu laut ... wohl aber erkenne man Barenboims Leidenschaft für seinen neuen Gefährten. Ob sich dieser angesichts des zu befürchtenden astronomischen Preises (es wird vom bis zu Dreifachen eines Steinway-D-Flügels gemunkelt, und der liegt bekanntlich schon weit im sechsstelligen Eurobereich) auch im Konzertleben verbreiten wird, bleibt abzuwarten. *nu*

Daniel Barenboim – Stets voll musikalischer Leidenschaft.





Szabo–Botwinnik, europäische Schach-Mannschaftsmeisterschaft 1961 in Oberhausen

Die strenge Wissenschaft vom Schach

Großmeister Michail Botwinnik war der sechste Schachweltmeister und begründete die Sowjetische Schachschule.

VON ANATOL VITOUCH

In Russland nannten sie ihn (und nennen ihn noch): den „Patriarchen“. Michail Moissejewitsch Botwinnik war das, was man sich unter einem Sowjetmenschen vorstellt. Die gefürchtete sowjetische Schachschule, deren letzte Generation noch bis vor wenigen Jahren das Weltschach dominierte, war sein Lebenswerk. Errichtet hat er es auf den wissenschaftlichen Prinzipien, die seine Arbeit als Elektroingenieur ebenso bestimmten, wie seine Karriere als Schachweltmeister.

„Gymnastik des Verstandes“

Analyse, Analyse, Analyse. So lässt sich – in Analogie zu Lenins „Studieren,

studieren, studieren“ – der Zugang zum Schachspiel des 1911 bei St. Petersburg geborenen Sohnes einer Zahnärztin und eines Zahntechnikers bündig beschreiben. Strategische Dogmen durften nicht mehr einfach vollmundig proklamiert werden, wie von Siegbert Tarasch bis zur hypermodernen Schachschule üblich, so postulierte Botwinnik.

Stattdessen musste die Wissenschaft vom Schach auf Empirie gründen. Wie Karl Marx die Mechanismen der kapitalistischen Wirtschaft im Detail studiert und daraus allgemeine Erkenntnisse abgeleitet hatte, so sollte auch der aufstrebende Schachmeister vorgehen: Aus extensiver Untersuchung konkreter

In Michail Botwinnik erkannten die schachaffinen Parteigranden der KPdSU bald den idealen kommenden Weltmeister, der sich selbst so charakterisierte: „Jüdisches Blut, russische Kultur, sowjetische Erziehung.“

Stellungen gewann Botwinnik allgemeinere Erkenntnisse über die Mechanik des Spiels.

Und das war eine Methode, die nicht nur rasch praktische Erfolge zeitigte, sondern auch den Repräsentanten des kommunistischen Staates gefiel. Seit Lenin die Bedeutung des Schachspiels als „Gymnastik des Verstandes“ hervorgehoben hatte, arbeitete man in der Sowjetunion daran, eine Generation junger Spieler heranzuziehen, die den Weltmeistertitel nach Russland holen sollten. Dass mit Alexander Aljechin seit 1927 ausgerechnet ein adeliger russischer Dissident den Titel innehatte, war für die Staatsführung besonders unerträglich. In Botwinnik erkannten die schachaffinen Parteigranden der KPdSU bald den idealen kommenden Weltmeister, der sich selbst so charakterisierte: „Jüdisches Blut, russische Kultur, sowjetische Erziehung.“

Geradlinig wie sein Selbstporträt geriet auch Botwinniks Aufstieg. Schwierigkeiten, wie die schwache Platzierung bei der Meisterschaft der UdSSR im Jahr 1940, beseitigte er streng methodisch: Da das Turnier alljährlich in kleinen, stark verrauchten Räumlichkeiten abgehalten wurde, in denen der Geräuschpegel hoch war, baute Botwinnik diese widrigen Bedingungen kurzerhand in sein Training ein. Er analysierte und schief fortan vorwiegend in ungelüfteten, stark verrauchten Zimmern und spielte mit seinem Sekundanten Trainingspartien in störend lauter Umgebung. Bei der folgenden Sowjetmeisterschaft erzielte Botwinnik den alleinigen ersten Platz.

Botwinnik-Schachschule

Nachdem Alexander Aljechin 1946 gewissermaßen „im Amt“ verstorben war (er erstickte in einem Hotel in Estoril an einem Stück Fleisch), gewann Botwinnik 1948 das WM-Turnier der besten Spieler der damaligen Zeit mit drei ganzen Punkten Vorsprung und krönte sich zum neuen Weltmeister. Von nun an spielte er wenig Turnierschach und



In Russland nannten sie ihn den „Patriarchen“: Michail Botwinnik im Jahr 1962

konzentrierte seine Energie auf seine gefürchteten Analysen wie auf die politische Zementierung seines Titels. Auf Betreiben sowjetischer Funktionäre wurde dem Weltmeister vom Weltschachbund FIDE ein Revancherecht bei Niederlage eingeräumt, von dem Botwinnik exzessiv Gebrauch machte: 1957 und 1960 verlor er den Titel jeweils durch deutliche Matchniederlagen gegen Wassili Smyslow und Michail Tal – nur um ihn beide Male im ein Jahr darauf angesetzten Revanchematch zurückzuholen.

Erst 1963 schaffte die FIDE das Revancherecht unter Protesten Botwin-

niks ab, der den Titel in diesem Jahr, und diesmal endgültig, an Tigran Petrosjan abgeben musste. In der Folge zog sich der bereits 52-Jährige nach und nach aus dem Turnierschach zurück und baute die Botwinnik-Schachschule auf – aus der mit Anatoli Karpow, Garri Kasparow und Wladimir Kramnik drei spätere Weltmeister hervorgingen, die von Botwinnik persönlich unterrichtet und geformt wurden.

Weniger Erfolg hatte Botwinnik mit einem weiteren Steckenpferd seiner späten Jahre, der Programmierung von Schachcomputern. Spielverständnis wollte der Ingenieur seinen Geräten beibringen, echte künstliche Intelligenz wollte er schaffen, und fokussierte bei der Programmierung daher lieber auf die selektive Verfolgung vielversprechender Pfade als auf die sture Steigerung der Rechenleistung. Mit paradoxen Ergebnissen: Botwinniks Maschine spielte manche Stellungen auf überraschend hohem Niveau, „übersah“ dafür aber zweizügige Mattangriffe. Der strenge Rationalist hatte einen genialen elektronischen Patzer erschaffen.

„Botwinniks Schachkarriere war die eines Genies, obwohl er kein Genie war“, sagte wiederum sein weltmeisterlicher Schüler Wladimir Kramnik über den 1995 in Moskau Verstorbenen. Eine dialektische Fügung, die dem Patriarchen des sowjetischen Schachs womöglich gefallen hätte.

nu



Botwinnik vs. Keres, Moskau 1966:
Mit welchem überraschenden taktischen Schlag zwang Botwinnik als Weißer den großen Paul Keres zur sofortigen Aufgabe?

Lösung im nächsten NU.

Mit Maximus durch das Grauen

Eine Tschechin erzählt von Kindheitserlebnissen im KZ Theresienstadt. Maximus, ein Holzspielzeug, begleitet sie auf allen Wegen.

VON CORNELIA STAHL

Annika Tetzner, die eigentlich Sara Channa Eisenmann heißt, erzählt ihre ganz persönliche Geschichte, die stellvertretend für das Schicksal zahlreicher Juden steht. Die in Prag geborene Autorin wurde als Kind gemeinsam mit ihren Eltern und Familienangehörigen ins KZ Theresienstadt deportiert. In farbigen Kreidezeichnungen und Texten verarbeitete sie ihre traumatischen Erlebnisse. Aus ihrer Sicht eines Kindes, das sie damals war, erzählt sie vom Alltag während ihres Aufenthaltes im Vernichtungslager Theresienstadt. Die Zeit der Entbehrungen, der Gräueltaten und des Hungers spiegelt sich in drei Geschichten wider.

Der Leser bekommt Einblick in die internen Alltagsabläufe, Wohnbedingungen und soziale Familienstrukturen im Lager. Tetzner wählt dabei Themen, die zeitgenössisch sind und die Erlebniswelt der Kinder ansprechen. Da geht es etwa um die Arbeitswelt der Erwachsenen, um Lebensmittelknappheit, den erlittenen Hunger und um erlebte Solidarität unter den Internierten. Jüdische Traditionen, wie z.B. Pessach, sind Teil der Geschichten. Es geht um Gefühle des kleinen Mädchens, Gefühle der Angst, der Trauer, des Zweifels und der Geborgenheit. Der kleine Maximus, ein Holzspielzeug, begleitet das ängstliche Mädchen auf allen Wegen. Er ist Beobachter und Gesprächspartner und spendet Trost in dieser Zeit des Grauens.

Geschichten wie die des fünfjährigen Kindes, das die Autorin damals war, sind heute für uns möglicherweise schwer vorstellbar. Annika Tetzner aber schaffte es, ihre Geschichte in Worte zu fassen. Durch den Verzicht auf komplexe Satzkonstruktionen und die Verwendung eines kindlichen Sprachwortschatzes wird Kindern der Zugang zum Verstehen des komplexen Themas Holocaust ermöglicht. Unmittelbar haben die Leser die Möglichkeit, sich in die Gefühlswelt des Kindes hineinzusetzen. Die knappen Sätze erzeugen eine Atmosphäre der Verdichtung, lösen innere Spannungen und Beklemmungen aus. Das mag im ersten Moment unangenehm sein. Annika Tetzners Verzicht auf Sprachkomplexität bewirkt jedoch, dass der Leser an der Vielschichtigkeit ihrer Erfahrungen teilhaben kann. Diese Vielschichtigkeit spiegelt sich ebenso in der Methodik wider: Textpassagen werden idealerweise durch eigene farbliche Zeichnungen ergänzt. Diese können separat als Einstieg in ein Gespräch mit Kindern verwendet werden. Eine sinnvolle Ergänzung zur Lektüre bietet das Glossar am Ende des Buches, welches jüdische Begriffe leicht verständlich erklärt. Die drei Geschichten, die sowohl gemeinsam als auch einzeln lesbar sind, bieten Zugang zur Thematik des Buches.

Beitrag zur Aufklärungsarbeit

Annika Tetzner ist die einzige Überlebende ihrer Familie und lebte vor ihrer Deportation in Teplice im heutigen Tschechien. Seit vielen Jahren ist sie nun bereits in Israel daheim, wo sie als Künstlerin tätig ist. Bereits 2006 setzte sie sich in dem Gedichtband *Bloodflowers* mit ihren Kindheitserlebnissen in den Konzentrationslagern Theresienstadt, Auschwitz-Birkenau und Mauthausen auseinander.

Die rote Masche schrieb Tetzner zunächst auf Tschechisch (Original-

titel: *Červená stuha*), dann auf Englisch. Regelmäßig bereist die Autorin Tschechien und ist Mitglied der Jüdischen Gemeinde in Teplice. Das nun auch auf Deutsch vorliegende Buch verdanken wir der Wiener Verlegerin der Edition Splitter, Batya Horn, und der Übersetzerin Gabriella Attems.

Die rote Masche ist nicht zuletzt ein wichtiger Beitrag zur Aufklärungsarbeit und Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus und dem Holocaust an Schulen und in der Erwachsenenbildung.

nu



Annika Tetzner
Die rote Masche
Ein Shoahbuch für Kinder & Erwachsene
Edition Splitter, Wien 2015
112 Seiten
15 EUR

Jüdisches Selbstverständnis

Andrea Reiters Buch „Contemporary Jewish Writing. Austria After Waldheim“ zeigt, wie während der Waldheim-Affäre die jüngere Generation jüdischer Intellektueller einen ehrlichen Umgang Österreichs mit seiner NS-Vergangenheit forderte und dabei ein neues Selbstverständnis entwickelte.

VON HERBERT VOGLMAYR

Reiter geht davon aus, dass zum Verständnis von Autoren der nationale Kontext ihrer Werke wichtig ist. Bei zeitgenössischen jüdischen Autoren in Österreich sei das vor allem der mit der Neugründung der österreichischen Nation 1945 verbundene „Gründungsmythos“, der Österreich als „Hitlers erstes Opfer“ darstellte und seinen Anteil an der Deportation und Vernichtung der Juden leugnete oder kleinredete. Die Waldheim-Affäre war dann eine Art Wiederkehr des Verdrängten und stellte die Mitwirkung Österreichs an nationalsozialistischen Verbrechen öffentlich zur Diskussion. Kurt Waldheim wurde zum Symbol für diese verdrängte Vergangenheit, weil er während der Präsidentschafts-Wahlkampagne 1986 seine Rolle als Wehrmachtsoffizier am Balkan als bloße „Pflichterfüllung“ darstellte und von Deportationen nichts gewusst haben wollte.

Die Demonstrationen gegen Waldheim wurden vor allem von jüngeren Intellektuellen der Nachkriegsgeneration angeführt, darunter viele Juden,

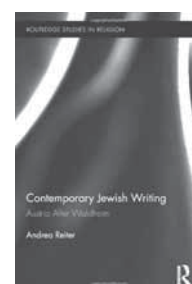
die in der Öffentlichkeit bewusst als solche auftraten und sich damit in Widerspruch zu den Exponenten der Überlebenden-Generation setzten, die von jeglicher Aktion abrieten, um den aufflammenden Antisemitismus nicht anzufachen. Die Jungen waren mit dieser „Gefälligkeitshaltung“ unzufrieden und wollten nicht mehr auf die Opferrolle reduziert werden, wollten vielmehr den Reichtum jüdischer Kulturerbes zelebrieren, um sich so aus der traumatischen Umklammerung durch die Schoa zu lösen. In diesem Zusammenhang nennt Reiter unter anderem auch die Zeitschrift **NU**, die seit ihrer Gründung im Jahr 2000 „zu einer wichtigen jüdischen Stimme in Österreichs Qualitätsjournalismus wurde“.

Jüdische Kultur in Mitteleuropa

Neben traditionellen Publikationsformen analysiert Reiter auch Filme und elektronische Medien und beschreibt das Sichtbarwerden jüdischer Kultur im öffentlichen Diskurs, und zwar in einer prononciert jüdischen Art wie nie zuvor, nicht einmal während der Ära des Fin de Siècle um 1900. Diese Entwicklung, hierzulande 1986 durch die Waldheim-Affäre ausgelöst, sehen andere Autoren im deutschen Kontext als Folge der Wiedervereinigung drei Jahre später, die ebenfalls zu einer stärkeren Präsenz jüdischer Autoren in der Öffentlichkeit führte. In beiden Ländern koinzidiert das mit einem Generationenwechsel und hat zu einer Diskussion um jüdische Kultur in Mitteleuropa geführt, die auch die Frage stellt, was als jüdisch zu gelten hat: die traditionell-halachische Definition, die auf Abstammung bzw. orthodoxer Konversion basiert, oder eine universalistischere Sicht, die auch andere Faktoren wie Sozialisation und kulturelle Werte einbezieht und z.B. im Selbstverständnis der Schriftstel-

lerin Esther Dischereit zum Ausdruck kommt: „Ich habe weder einen zionistischen Begriff vom Jüdischen noch einen von Rasse und auch keinen tief religiösen. Aber ich denke doch, dass es durch die Vermengung von Kultur, Sozialisation, Religion und Schoa hindurch eine Art gibt, die Welt zu betrachten, eine ganz bestimmte Art, aufmerksam zu sein, die ich mir selbst nicht ausgesucht habe. Es ist die fortgesetzte Anwesenheit von – beinahe hätte ich gesagt: jüdischen Frakturen.“ *nu*

Andrea Reiter ist Professorin für deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts an der Universität Southampton. Ihre Forschungsschwerpunkte sind österreichische Nachkriegsliteratur, Bewegungen der Antimoderne in Österreich, Literatur der Schoa und des Exils sowie jüdische Nachkriegsliteratur in Österreich und Deutschland.



Andrea Reiter
Contemporary Jewish Writing: Austria After Waldheim (Routledge Studies in Religion)
 Routledge, New York und London 2013
 256 Seiten
 EUR 119, 14

Braunes Wien

Ein Reiseführer durch die braune Topografie von Wien macht historische Stätten erlebbar – viele davon waren bisher der breiten Öffentlichkeit unbekannt.

VON EVELYN ADUNKA

2009 veröffentlichte der Wiener Czernin Verlag einen Reiseführer durch die braune Topografie der Stadt und des Bundeslandes Salzburg, verfasst von Susanne Rolinek, Gerald Lehner und Christian Strasser. 2010 folgte ein Band über Oberösterreich, geschrieben vom gleichen Autorenteam. Im Vorwort heißt es, dass die vielen positiven Reaktionen auf den Salzburg-Band zu dem Entschluss führten, über alle Bundesländer derartige zeitgeschichtliche Reiseführer zu verfassen.

Gerald Lehner, Mitautor des nun publizierten Bandes über Wien, hat eine Biografie über Leopold Kohr veröffentlicht, ebenso wie eine kritische Auseinandersetzung mit dem Tibetforscher Heinrich Harrer, der, wie man im rezensierten Buch nachlesen kann, 1938 die Synagoge in Graz mit angezündet hatte. Eva Maria Bachinger ist eine in Wien lebende Autorin und Journalistin, die ein Buch über die besten Bergsteigerinnen der Welt veröffentlicht hat.

Vom Rothschild-Palais bis zum Hotel Metropole

Das Buch *Im Schatten der Ringstraße* beginnt mit einer schwerwiegenden Aussage: „Wien war seit dem 19. Jahrhundert die europäische Hauptstadt des Judenhasses.“ Der Band ist sehr übersichtlich strukturiert und kundig illustriert; am Beginn jedes der 62 kurzen Kapitel wird das Reiseziel mit Hinweisen auf die Erreichbarkeit durch öffentliche Verkehrsmittel angegeben und am Ende der kurzen Abschnitte gibt es Literatur-

und Webtipps. Die rund 500 erwähnten Personen wurden auch indexiert.

Erinnert wird unter anderem an die Demolierung des im Krieg nur leicht beschädigten Palais von Albert Rothschild (auf dem Gelände befindet sich heute das Gebäude der Wiener Arbeiterkammer), des Palais Miller-Aichholz in der Prinz-Eugen-Straße 28, das dem Industriellen und Luftfahrtpionier Camillo Castiglioni gehört hatte, sowie des Aspengbahnhofes, von wo aus zigtausende Wiener Jüdinnen und Juden deportiert worden waren. Er wurde 1977 abgerissen, „ohne dass Österreichs Politik ein Wort über die Opfer verlor“, wie es im Buch heißt.

Im Abschnitt über die Synagogen in Wien wären Hinweise auf die beiden wichtigen Bücher von Pierre Genée (es wurde vor kurzem neu aufgelegt) und von Bob Martens und Herbert Peter (auch ins Englische übersetzt) eine wertvolle Ergänzung gewesen.

Ein Kapitel ist Simon Wiesenthal gewidmet, einem „der wahren Nationalhelden Österreichs“, wie Eva Maria Bachinger resümiert, ein weiteres gilt dem Jüdischen Museum Wien. Jakob Bronner, Onkel des Kabarettisten Gerhard Bronner und Kurator des Wiener Jüdischen Museums vor 1938, wurde allerdings nicht, wie es darin heißt, ermordet, sondern konnte nach Haifa flüchten, von wo aus er noch nach 1945 mit der IKG korrespondierte.

Im Kapitel über die Donau-Bar in der Karl-Schweighofer-Gasse 10 wird auch ein Artikel von Eva Konzett zitiert, der im Dezember 2013 im **NU** erschienen ist. Konzett ging darin dem Gerücht nach, dass sich in den Räumen der Bar einmal eine Synagoge befunden hätte – ein Mythos, wie übrigens Andrea Maria Dusl im *Falter* schon 2010 geschrieben hatte. Der Besitzer des Hauses, in dem sich die Bar befand, war der Klavierfabrikant und Dirigent Friedrich Karbach, der 1942 in Theresienstadt starb. Dessen Sohn, das sei hier ergänzt, war Oskar Karbach (1897–1973), in den dreißiger Jahren Sekretär der jüdischen Völkerbundliga, Mitarbeiter von Martin Bubers

Zeitschrift *Der Jude* und 1933 Verfasser der Schrift *Wende der staatlichen Judenpolitik*. 1938 flüchtete er mithilfe von Salo W. Baron nach New York, wo er für das Institute of Jewish Affairs des World Jewish Congress arbeitete.

Einer der wohl bekanntesten Orte des braunen Terrors in Wien ist der Morzinplatz, wo im Hotel Metropole (Anmerkung: diese Schreibung ist die korrekte) die Gestapo ihr Wiener Hauptquartier hatte. In direkter Nähe dazu haben sich jüngst auch Sophie Lillie und Arye Wachsmuth in einer Ausstellung, die im Frühjahr 2015 im Rahmen der Wiener Festwochen zu sehen war, mit diesem Ort auseinandergesetzt.

Zu Adolf und Olga Böhm, die im selben Kapitel genannt werden, wäre noch zu erwähnen, dass Adolf Böhm nicht wegen seiner familiären Verbindung zur Generaldirektorin des Hotels Metropole bekannt war, sondern als Fabrikant, Vorstandsmitglied der Israelitischen Kultusgemeinde und vor allem als zionistischer Publizist und Historiker. Er gab die Zeitschrift *Palästina* heraus und verfasste eine grundlegende, zweibändige Geschichte des Zionismus.

Im Schatten der Ringstraße ist ein überaus informatives Buch, das jeder zeitgeschichtlich interessierte Bewohner und Besucher Wiens mit viel Gewinn lesen wird.

nu



Eva Maria Bachinger, Gerald Lehner
Im Schatten der Ringstraße
Czernin Verlag, Wien 2015
328 Seiten
23,90 EUR



© PETER RIGAUD

VON MARTIN ENGELBERG

Die großen Herausforderungen im Judentum

Einige Entwicklungen im vergangenen jüdischen Kalenderjahr kündigen massive Änderungen im Judentum an. In Israel wird die Autorität der beiden Oberrabbiner und vor allem deren Oberhoheit über die Konversionen zum Judentum in Frage gestellt und durch die Gründung privater religiöser Gerichte unterlaufen. Diese werden Übertritte zum Judentum erleichtern. Diese Rabbinatsgerichte haben bereits ihre Tätigkeit aufgenommen und sollen in Zukunft auch außerhalb Israels tätig werden.

Diese Entwicklung hat vielfache Auswirkungen in der jüdischen Welt: Über kurz oder lang wird sich Israel zu einem laizistischen Staat entwickeln. Immer größer wird der Widerstand gegen die religiöse Dominanz im öffentlichen und privaten Leben in Israel. Werden einmal die Konversionen der neugegründeten privaten Rabbinatsgerichte anerkannt, dann müssen auch die von Reformrabbinern in den USA durchgeführten Übertritte zum Judentum gebilligt werden. Alle diese Entwicklungen werden zu einer noch größeren Vertiefung des Grabens, wenn nicht sogar zu einem Schisma zwischen religiösen und nichtreligiösen Juden führen.

Auch die Stellung des Staates Israel innerhalb des Judentums wird kontroverser. Der frühere langjährige Oberrabbiner Großbritanniens, Lord Jonathan Sacks, weit über die Grenzen seines Landes geschätzt und anerkannt, erregte vor einigen Monaten größtes Aufsehen in der jüdischen Welt, als er bei einer Konferenz in

Herzlia feststellte, dass Israel immer ein vereinigender Faktor im jüdischen Leben gewesen sei, jetzt aber zu einem entzweierenden Faktor geworden wäre. Der Aufschrei war groß.

Mindestens ebenso problematisch für das Verhältnis Israels zum Diaspora-Judentum ist das Agieren des israelischen Premierministers Netanjahu. Im Zusammenhang mit den Diskussionen um das Abkommen mit dem Iran zwingt er die amerikanischen Juden in eine zunehmende Polarisierung. Diese stehen traditionellerweise zu 70 bis 80 Prozent im Lager der Demokraten, also derzeit hinter Präsident Obama, und werden jetzt von Netanjahu unter Druck gesetzt, gegen „ihren“ Präsidenten aufzutreten. Israel konnte sich in den USA bisher einer allgemeinen, überparteilichen Unterstützung sicher sein. Die derzeitigen Politiker Israels machen es aber zunehmend zum einem Thema der innenpolitischen Auseinandersetzungen in den USA. Dies schwächt die traditionell so engen und wichtigen Beziehungen zwischen den USA und Israel und entfremdet zunehmend viele jüdische Menschen in den USA von Israel.

Schlussendlich ist insgesamt eine Identitätskrise im Judentum feststellbar. Während der Wohlstand, die Sicherheit, Gleichberechtigung, Karriere- und Entfaltungsmöglichkeiten, die Anerkennung und Wertschätzung von jüdischen Menschen in der westlichen Welt noch niemals in der Geschichte so groß waren wie heute, wird allseits von einer gewaltigen antise-

mitischen Gefahr gesprochen. Gewiss waren die Anschläge auf jüdische Einrichtungen in Paris und Kopenhagen schrecklich und ist der hohe Anteil an antisemitischen Vorurteilen unter den Muslimen besorgniserregend. Das hysterische Dramatisieren dieses Problems durch jüdische Politiker ist jedoch einerseits kontraproduktiv und deutet andererseits darauf hin, dass sich der Kampf gegen den tatsächlichen oder vermeintlichen Antisemitismus zum wichtigsten identitätsstiftenden Merkmal für nichtreligiöse Juden entwickelt hat.

Tatsache ist nämlich, dass im Judentum das traditionelle jüdische Leben, die Erhaltung jüdischer Werte und Traditionen immer mehr verloren geht, ebenso wie Jiddisch als Sprache der Kultur, der Lebensart und vor allem des Humors. Während jüdische Folklore, Musikfestivals usw. bei Juden wie Nichtjuden boomen wie nie zuvor, wird immer diffuser, was jüdische Menschen überhaupt noch jüdisch macht. Es reduziert sich immer öfter nur mehr auf die Abstammung, das Statement, jüdisch zu sein, das Eintreten für Israel und eben einen oft fiebrigen Kampf gegen Antisemitismus.

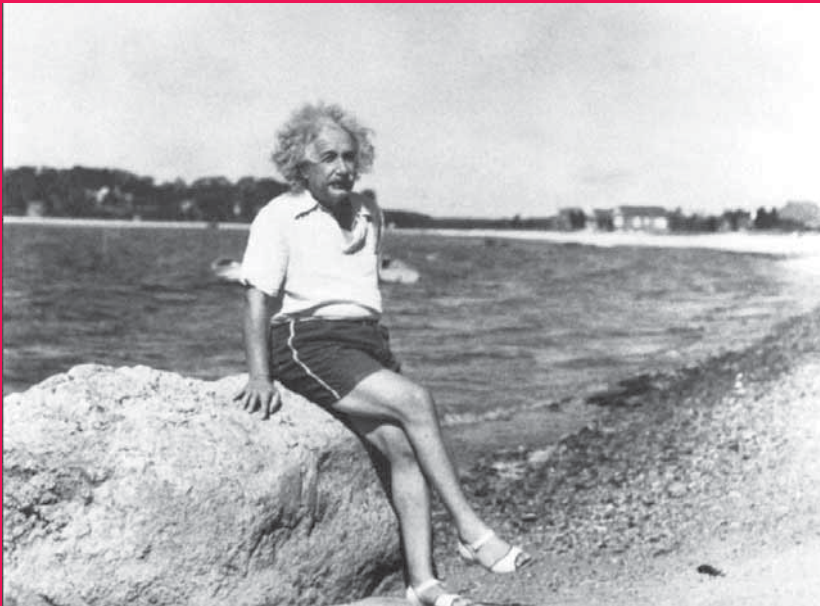
All den genannten Polarisierungen und Spaltungstendenzen im Judentum entgegenzuwirken, all die unterschiedlichen Facetten und Tendenzen wieder mehr zu vereinigen, einander mit mehr Wertschätzung, Respekt und Verständnis zu begegnen, ist die größte Herausforderung im Judentum von heute.

nu

Suchbild auf Jiddisch ...

Zum Sommerausklang: Einstein am Strand. Finden Sie sechs Veränderungen.

VON MICHAELA SPIEGEL



- 1) HAIFLOSSE
- 2) MARK SPITZ NÄHERT SICH DEM STRAND
- 3) HAWAII-GIRLS SCHADEN NIE
- 4) EINE ZARTE BLÜTE AUF DER ZARTEN SANDALE
- 5) T-SHIRT-AUFDRUCK DES ERFINDERS
- 6) DIE GEIGE ZUM SANDSPIEL IMMER DABEI

VON RUTH LEWINSKY (ZEICHNUNG) UND CHARLES LEWINSKY (TEXT)



*Anspruchsvolle Kunden setzen auf
Tradition, Pioniergeist & Unabhängigkeit*

Private & Institutional Banking since 1923.

MEINL  BANK

www.meinlbank.com

Vor 15 Jahren im NU: Warum wir wurden und wie wir waren

VON PETER MENASSE

Die Ausgabe 2 vom September 2000 war prall gefüllt mit Kritik an den Verantwortlichen der Kultusgemeinde und an ihrem damaligen Präsidenten. Die Redaktion hatte so viel zu schreiben, dass sie den Heftumfang bereits auf 20 Seiten erweiterte und gleich auf der Titelseite statt eines Bilds den ersten Beitrag abdruckte. Was war geschehen? In der Bücherecke der Zeitung der IKG wurde zwischen seriösen Büchern auch ein klar rechtsextrêmes, in einem NPD-Verlag herausgegebenes Elaborat angekündigt. In diesem Buch stand unter anderem, dass „dem deutschen Volk nach dem 2. Weltkrieg seine nahezu 2000jährig angestammten Siedlungsgebiete gestohlen“ worden seien. Bester Revisionisten-Sprech also, garniert mit einem Titelbild, auf dem neben einem Leichenberg die Politiker Churchill, Truman und Stalin zu sehen waren.

Die Redaktion der *Gemeinde* rechtfertigte sich damit, dass der Aufdruck „Achtung! Aus der rechten Ecke“ beim Belich-



ten verloren gegangen sei. Die Kollegen erhielten jedenfalls, wie **NU** genussvoll abdruckte, viel Lob von Seiten der rechts-rechten Zeitung *Zur Zeit*.

Eine längere Strecke diente der Solidarität mit Karl Pfeiffer, der von eben dieser Zeitung *Zur Zeit* steckbriefartig abgebil-

det und beschuldigt worden war, am Suizid eines Herrn Pfeifenberger schuldig zu sein. Offensichtlich wollte man Pfeiffer, der Jahre zuvor über den rechtsextrêmen Recken recherchiert hatte, mundtot machen und einschüchtern. Die Kultusgemeinde war trotz seiner Bitte um Hilfe nicht bereit, ihn zu unterstützen. Sie war vermutlich gerade mit Immobilienkäufen beschäftigt.

Ein weiterer Artikel versuchte den Nachweis, dass die Mitglieder der IKG mit falschen Angaben über die Renditen der Immobilien abgespeist würden. „Können wichtige Funktionäre der IKG nicht zwischen brutto und netto unterscheiden“, hieß es da. Dann aber waren so viele Zahlen abgedruckt, dass wohl kaum jemand diese heiße Story gelesen hat. „Hüte dich vor Zahlen“, lautet eine journalistische Regel, aber **NU** war ja damals auch noch wirklich jung. Immerhin hatte es aber bereits seine ersten sensationellen Enthüllungsgeschichten. Und sagen Sie jetzt nur nicht „nebbich Enthüllung“.

nu

Leserbriefe



Leserbrief zu Ausgabe 60

Ausgabe Nr. 60 (2015) • Tarnus 575 • € 4,50 • www.nu.at

Peter Morgan
Der Mann, der Queen Elizabeth zum Star macht

Dame Shirley – Englands erfolgreichste Feministin
Yochai Mevorach – Seine Haare machen Kinder lächeln
Esther Dischereit – Aufschrei mit Mitteln der Lyrik
Sophie Tucker – Red Hot Mama

Betr.: Congratulations

Congratulations on another great issue of NU! I think this last one may have even been the best one I have read yet! Appropriately, given the English connection of many of the articles, I read it on a train travelling through Leeds and other places in the North.

Thanks for your efforts and best wishes for maintaining your standard!

Best regards
Tim Skern

Max F. Perutz Laboratories
Medical University of Vienna

Zu den bevorstehenden Feiertagen
Rosh Hashana,
Yom Kippur und
Sukkot
die besten Wünsche!

Dr. **Alexander Biach**
Wirtschaftsbund Wien
ÖVP Kandidat zur Gemeinderatswahl



Evelyn Adunka

lebt als freie Historikerin und Publizistin in Wien.



David Borochoy

ist Student in Wien und schreibt neben verschiedensten anderen Tätigkeiten gelegentlich Texte für **NU**.



Martin Engelberg

Der **NU**-Herausgeber ist Betriebswirtschafter, Psychoanalytiker, Coach und Consultant. Er ist Autor einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*.



Jutta Fischel

ist eine in Wien lebende Gartenarchitektin, die sich in ihrer Freizeit fotografischen Projekten widmet.



Peter Frey

ist in Wien geboren und aufgewachsen. Nach einer Karriere als Banker an der Wall Street engagiert er sich heute bei kulturellen und sozialen Projekten. Er ist Co-Vorsitzender der New Yorker Organisation von J-Street.



Johannes Gerloff

hat in Tübingen, Vancouver und Prag evangelische Theologie studiert und lebt seit 1994 mit seiner Familie in Jerusalem. Er arbeitet als Nahostkorrespondent des Christlichen Medienverbundes KEP.



Simone Dinah Hartmann

hat 2007 „Stop the Bomb“, das europäische Bündnis für einen demokratischen und atomwaffenfreien Iran, gegründet. Sie ist Mitherausgeberin zweier Bände über den Iran, erschienen im Studienverlag.



Eva Konzett

Journalistin mit Hang zu Osteuropa, Redakteurin beim *Wirtschaftsblatt*, twittert für das **NU**.



Charles Lewinsky

ist Schriftsteller. Sein letzter Roman schildert das Leben des Schauspielers und Regisseurs Kurt Gerron.

Ruth Lewinsky

begann als Grafikerin, wurde dann Cranio-Sacral-Therapeutin und veröffentlichte 2011 ihren ersten Gedichtband.



Samuel Mago

Der Linguistik-Student ist in Budapest geboren und hat jüdische und Roma-Wurzeln. Er ist freier Journalist und engagiert sich als Roma-Aktivist im Verein Romano Centro.



Milagros Martinez-Flener

wurde in Lima geboren, wo sie Geschichte studierte. 1991 kam sie nach Wien und schloss ihr Doktoratsstudium in Geschichte hier ab. Auch den Lehrgang für Pressefotografie absolvierte sie in Wien.



Peter Menasse

Der **NU**-Chefredakteur ist selbstständiger Kommunikations- und Organisationsberater in Wien und im Burgenland.



Petra Menasse-Eibensteiner

studierte Philosophie und Publizistik in Salzburg. Sie ist selbstständige Kommunikationsberaterin. Seit kurzem gibt sie das burgenländische Magazin *Der See* heraus.



Efraim Moskovic

beschäftigt sich mit Kunst- und Porträt Fotografie. Seine Fotos zeigen religiöse Motive aus heutiger Sicht. Lebt in Wien und Jerusalem.



Fritz Neumann

ist Sportredakteur der Tageszeitung *Der Standard*. Er ist Vater zweier Söhne.



Rainer Nowak

Der Herausgeber und Chefredakteur der Tageszeitung *Die Presse* ist ständiger **NU**-Mitarbeiter.

**Alexandra Popescu**

ist Absolventin der Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Im Rahmen ihrer publizistischen Tätigkeiten setzt sie sich u.a. mit der Darstellung des Holocausts in aktuellen rumänischen Geschichtsschulbüchern auseinander.

**Petra Stuiber**

studierte Kommunikations- und Theaterwissenschaften und ist Chefin vom Dienst bei der Tageszeitung *Der Standard*.

**Martin Rummel**

Der Cellist ist international als Solist und Kammermusiker tätig. Als leidenschaftlicher Musikvermittler ist er Eigentümer und Mastermind von „paladino media“.

**Barbara Tóth**

ist promovierte Historikerin, Buchautorin und Leiterin des Politik-Ressorts der Wiener Stadtzeitung *Falter*.

**Ida Salamon**

Die **NU**-Chefin vom Dienst ist in Belgrad geboren, wo sie Ethnologie, Kultur- und Sozialanthropologie studierte. Sie ist im Jüdischen Museum Wien in den Bereichen Sponsoring und Veranstaltungsmanagement tätig.

**Anatol Vitouch**

ist Schachmeister und Absolvent der Wiener Filmakademie. Gründungsmitglied der Künstlervereinigung „DIE GRUPPE“.

**Danielle Spera**

Das **NU**-Gründungsmitglied ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.

**Herbert Voglmayr**

Nach dem Studium der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften berufliche Tätigkeit an der Universität und in der Erwachsenenbildung. Seit 2004 freiberuflicher Publizist. Neben seiner Tätigkeit für **NU** verfasst er Kultur- und Weinreiseführer durch italienische Weinregionen.

**Michaela Spiegel**

Die **NU**-Rätseltante studierte Malerei an der Angewandten in Wien und der École nat. sup. des Beaux Arts in Paris. Sie zählt sich zur Schule des feministischen Irrealismus. Zahlreiche Ausstellungen und Publikationen.

**Holger R. Weimann**

hat sein Hobby, das Fotografieren, zum Beruf gemacht. Seit nunmehr 26 Jahren ist er dem Medium verbunden; seine Bilder wurden in verschiedenen Medien, unter anderem auch in der *New York Times* veröffentlicht.

**Cornelia Stahl**

Sozialökonomin, Lehrerin und ehrenamtliche Bibliothekarin. Schreibt für *bn-Bibliotheksnachrichten Salzburg* und *etcetera*.

**Peter Weinberger**

war bis 2008 Professor für Allgemeine Physik an der TU Wien und ist seitdem Gastprofessor an der New York University. Er ist auch literarisch tätig.

20. Sept. 2015
bis 8. Mai. 2016
Judenplatz 8, Wien 1
So – Do 10 – 18 Uhr
Fr 10 – 14 Uhr
www.jmw.at

WIEN KULTUR BUNDESAKZELERAM ÖSTERREICH

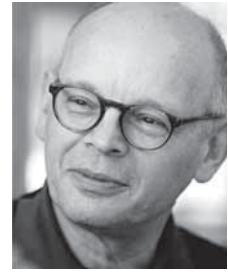
**Jüdisches
Museum
Wien**
Judenplatz

ein museum der wienbildung

Blaue Alleinregierung



Rainer Nowak und Peter Menasse sprechen diesmal im Café Griensteidl über Politik im Burgenland und in Wien. Wirklich gut kommt dabei keine der politischen Parteien weg.



Nowak: Warum wolltest du eigentlich nicht mit mir zum Demel, sondern lieber ins Griensteidl gehen? Ist dir die böse SPÖ-Vergangenheit des Club 45 dort immer noch peinlich?

Menasse: Ich geniere mich für gar nichts. Die Politiker, die dort gemau-schelt haben, waren wenigstens lustiger als die heutigen Granden. Und sie haben auch politisch etwas weitergebracht.

Nowak: Udo Proksch vor allem ein Schiff. Aber im Ernst: Eines ist dir sehr wohl peinlich, das Rot-Blau in deinem Burgenland. Zumal ich das im letzten Dajgezzen prophezeit habe. Da hast du mich noch ausgelacht.

Menasse: Wieso redest du von Rot-Blau? Das Burgenland ist doch das erste Land mit einer blauen Alleinregierung. Ich sehe weit und breit keine roten Einsprengsel.

Nowak: Wirtschaftspolitisch ist Johann Tschürtz sehr wohl sozialdemokratisch unterwegs.

Menasse: Der FPÖ-Chef ist in der blauen Alleinregierung aber nur eine Randfigur. Das Land wird noch von Hans Niessl regiert.

Nowak: Warum noch? Weißt du mehr?

Menasse: Im Hochglanzmagazin *Burgenländerin* stand kürzlich als Bildunterschrift bei einem Foto des Landeshauptmanns: „Helmut Niessler“. Scheinbar wird da stufenweise der Kulturlandesrat Helmut Bieler zum Chef aufgebaut. Beim nächsten Mal schreiben sie dann „Helmut Biessler“ und schließlich „Helmut Bieler“. Das nenne ich mal „Medienpolitik“.

Nowak: Ich kenne zum Glück nur Helmut Zilk. Verlassen wir bitte die Provinz. **NU** ist ein internationales Magazin. Reden wir über die Welthauptstadt

Wien. Ich hoffe ja bis zuletzt, dass Michel Häupl das Wahlrecht ändert, mit 33,5 Prozent der Stimmen die absolute Mandatsmehrheit bekommt und so Rot-Grün verhindert. Aber das ist sehr strategisch gedacht.

Menasse: Eines fällt aber schon auf. Die Schwarzen kommen weder in der Provinz noch in der Hauptstadt vor. Darum kannst du leicht über die Roten spotten.

Nowak: Du hast es einfach nicht verstanden. Die Wiener ÖVP kommt sehr wohl in den Gemeinderat, sie heißt jetzt nur Neos.

Menasse: Da wie dort handelt es sich um vernachlässigbare Größen. Da sind ja die Grünen mehr zu beachten, auch wenn sie alles dazu tun, unbeachtet zu bleiben. Außer natürlich auf der Mariahilfer Straße.

Nowak: Das haben Lifestyle-Formationen so an sich. Viel Reklame, viel bunte Farbe und flotte Sprüche. Aber ich bemerke, du versuchst dich am Thema FPÖ vorbeizuschummeln. Es ist das alte Journalistenleid: Schenkst du ihnen zu viel Aufmerksamkeit, gewinnen sie. Ignorierst du sie, sehen sie sich als Opfer der medialen Mainstream-Gutmenschen und punkten damit.

Menasse: Zur FPÖ fällt mir einfach nichts ein. Das sind Rabauken, mit denen ich mich nicht befasse. Weil als einfacher Bürger habe ich ja das unbedingte Recht, diese Leute auszugrenzen.

Nowak: Das klingt wie Franz Vranitzky für Kleine.

Menasse: Alleweil Franz Vranitzky. Ich würde eigentlich lieber über Fußball reden, aber das ist ja eines der vielen Themen, bei denen du dich nicht auskennst.

Nowak: Heute mache ich gerne eine Ausnahme für dich: Rapid verhält sich

zu deiner Austria wie Angela Merkel zu Werner Faymann.

Menasse: Du hast Recht, das violette Dress ist tatsächlich viel hübscher als das grüne.

Nowak: Danke für die Offenbarung. Du findest Werner Faymann schön und verleugnest den Rapid-Siegeszug. Vielleicht sollten wir den Psychiater Martin Engelberg hinzuziehen.

Menasse: Den brauchst du. Merkel anzuhebeln ist schon eine sehr auffällige Verhaltensweise. Außerdem weißt du scheinbar nicht, dass die Rapid-Anhänger auf ihre proletarische Herkunft stolz sind. Du bist im falschen Fahrwasser.

Nowak: Für jemanden, der unter einem Bild von Rosa Luxemburg schläft, sprichst du die Formulierung „proletarisch“ ungewöhnlich nasal aus. Hast du in Döbling gefrühstückt?

Menasse: Über meinem Bett hängt nicht Rosa Luxemburg, sondern ein abstraktes Gemälde. Ich werde mich doch nicht beim Einschlafen ablenken lassen. Das Nasale ist weder aus Döbling noch eine Anpassung an dich, sondern einem Schnupfen geschuldet. Klingt aber gut, oder?

Nowak: Den Namen des Künstlers und den Namen des Gemäldes hast du vermutlich vergessen, oder du verschweigst ihn, weil das Bild so wertvoll ist, dass du befürchten musst, die **NU**-Inserenten könnten abspringen.

Menasse: Das Bild heißt: „Schwarz im totalen Untergang“. Aber was bitte sind Inserenten?

Nowak: Hat **NU** keine? Dann rate ich dir, noch schnell im roten Wien anzurufen. Es könnte das letzte Mal sein. *nu*

* Dajgezzen: sich auf hohem Niveau Sorgen machen; chochmezzzen: alles so verkomplizieren, dass niemand – einschließlich seiner selbst – sich mehr auskennt.

Europa ist überall.

